ORIENTIERUNG

Katholische Blätter für weltanschauliche Information

Erscheint zweimal monatlich

Nr. 14/15 | 21. Jahrgang der «Apologetischen Blätter» | Zürich den 31. Juli 1957

Zur Zeit

Das Europa des Herzens: *Der Rahmen:* Vom Gesetz und von der Freiheit — Europa als Beispiel — Das Werk des P. Pire O. P. — Den Menschen anerkennen und lieben — Europas zweiter Eroberungszug — Am konkreten Randfall: Die Entwurzelten — Patenschaften — Altersheime — Europadörfer.

Kunst

Rückkehr zur Ganzheit (zu einer Umfrage bei Komponisten): Die Oper in einer Zeit des Uebergangs — «Das Endziel ist kein Phantom» — Die sechs Fragen des Mannheimer Nationaltheaters — mit sechs Antworten dazu — Von der Entfremdung zwischen Publikum und Komponist und von der Rückbesinnung des Komponisten auf das Publikum — Die Optimisten behaupten das Feld — *Kommt es auf die Theater an?* — Russland und Amerika zwei konservative Pole — Die Unbekümmerten — *Gefährdung der schöpferischen Potenz:* Verfehlte Versuche — Des Schöpferischen Unberechenbarkeit — Die gute Musik — Des Künstlers «Verbannung».

Philosophie

Zur Bedeutung der deutschen Gesamtausgabe Solowjews von deren Herausgeber Prof. Szylkarski: Die historische Perspektive — Der Ideenbau selbst: die innere Erleuchtung — *Solowjews orthodox-messianistische Periode:* Sein Einfluss auf Dostojewskijs Grossinquisitor — Christi ewiges Reich — Moskau, das dritte und letzte Rom — *Die Wunde durch die Patristik* — Kritik an der Ostkirche — Weisheit *und* Kraft — Vereinigung der Kirchen — *Von der messianistischen zur apokalyptischen Geschichtsauffassung:* Die drei Gespräche — Die kurze Erzählung vom Antichristus.

Theologie

Ist Karl Barths Lehre von der Rechtfertigung katholisch? (zur Schrift von Hans Küng): Küngs These und Karl Barths Geleitbrief — Beginn einer wertvollen Begegnung — *Die spezielle Frage der Rechtfertigung* — Uebereinstimmung in Worten — Auch in der Sache? — Objektiver und subjektiver Rechtfertigungsbegriff — Wo liegt die Trennungslinie? — *Der gerechtfertigte Sünder:* Karl Barths Ansicht vom schweren Sünder — *Die Umkehr des Menschen:* Als Geschehen in zeitlicher Abfolge — *Der Glaube:* Nur als Zeugnis des schon Geschehenen?

Politik

Neutrales Oesterreich: Verhältnis der Sozialisten zur Kirche im Umbruch — Ein österreichisches Labour? — Konkordatsvorbereitungen — Wirtschaftliche Fragen — Aussenpolitik: Besuch Mikojans — *Wien als Umschlagplatz* — internationale Atombehörde — Adenauer und Raab — Adenauer und die österreichischen Sozialisten.

Ex urbe et orbe

Frankreich: Freiheit und Autorität (zur Krise in der Katholischen Aktion): Von der Freiheit zur Autorität — Die gläubige Jugend — Der Gläubige.

Bücher

Hl. Schrift: Schedl Claus: Ein wissenschaftliches Buch voll religiöser Substanz.

Das Europa des Herzens

Sehr langsam, aber anscheinend unaufhaltsam, wächst das geeinte Europa heran. Europarat – Schumanplan – Montanunion – Plevenplan – der grüne Plan – Zahlungsunion – Euratom, das sind nur einige Stationen dieses Weges, willkürlich herausgegriffen. Sie besagen ebensoviele Niederlagen wie Erfolge. Trotzdem: es bleibt immer etwas hängen und der Zug steht auf einem Schienenstrang ohne Weichen, der mit eiserner Notwendigkeit dem geeinten Europa entgegenführt. Mit jedem Schritt wird es deutlicher, dass ein Zurück nicht mehr möglich ist, ohne in Katastrophen zu geraten, und aus reinem Selbsterhaltungstrieb (z. B. um in der Konkurrenz nicht zu erliegen) beginnen bereits sogar die Misstrauischen und bisher Abseitsstehenden sich mit dem Gedanken ernstlich auseinanderzusetzen.

Ein geeintes Europa würde für viele der Beteiligten «verflucht teuer» sein, es würde ihnen grosse wirtschaftliche Opfer auferlegen – zunächst wenigstens, aber es würde das Schreckgespenst der beiden riesigen Blocks Amerika–Russland bannen. Eine organischere, gegliedertere Auffassung würde uns ruhiger schlafen lassen. Ein solches Ziel ist gewiss Opfer wert.

Der Motor dieses Europas ist einerseits die technische und wirtschaftliche Entwicklung, anderseits die Angst. Es wäre töricht, deshalb gegen dieses Europa zu sein, weil beide Kräfte nicht gerade sehr edel und hochherzig sind. Es ist aber notwendig, ihnen allein das Gebilde, dessen Umrisse sich langsam am Horizont unserer Zukunft abzeichnen, nicht zu überlassen. Gewiss, manches an diesem Kommenden mag zwangsläufig sein; nicht alles hängt vom freien Willen des Menschen ab. Gegen dieses Notwendige sich zu stemmen ist widersinnig; es einfach nicht zur Kenntnis zu nehmen, bis es da ist, scheint verantwortungslos. Denn welche Gestalt dieses, einheitlicher als heute, organisierte Europa haben wird im einzelnen, ob es ein totalitärer Moloch, eine mechanistisch vielleicht perfekte Maschinerie ohne Seele und Freiheit, oder ein wohlgegliedertes, menschenwürdiges, von unten nach oben gebautes wohnliches Haus sein wird, das hängt ganz gewiss von der Freiheit der in diesem Europa lebenden Menschen ab.

Viel zu wenig, so scheint es uns, beachtet man dieses Ineinander von Notwendigem und der Freiheit Überlassenem. Viel zu oft teilen sich die Menschen, angesichts neuer Entwicklungen, in zwei Gruppen: Die einen berufen sich auf die Freiheit; sie sagen: nichts ist zwangsläufig, der Mensch ist frei! Und so stemmen sie sich mit aller Kraft gegen das Neue. Vergeblich. Die andern glauben an einen unwiderstehlichen «Sinn der Geschichte», dessen Erfüllung der Mensch höchstens beschleunigen oder verlangsamen kann, und werfen sich wahllos allem, was die Etikette «neu» trägt, in die Arme. Sie nehmen es an, sie haben Angst, es zu verfehlen – aber sie denken nicht daran, sich selbstschöpferisch zu betätigen. Eine dritte Gruppe fällt unter dem hier angezogenen Unterscheidungsgrund mit der ersten zusammen, wenn sie auch in anderer Hinsicht deren pures Gegenteil scheint. Es sind jene Menschen, die glauben, ohne Rücksicht auf die Zeit, in der sie stehen, Neues nach Gutdünken schaffen zu können. Der richtige Weg liegt in der Mitte: es gibt Faktoren der Geschichte, die zwangsläufig nach festen, errechenbaren Regeln sich auswirken. Hier liegt die Bedeutung mancher moderner Wissenschaften wie der Soziologie, der Psychologie, der Wirtschaftslehre und mancher anderer noch. Vieles, was man früher in das Belieben der Menschen gestellt glaubte, hat man heute als einer Gesetzmässigkeit unterworfen erkannt. Aber das bedeutet keineswegs, dass nunmehr dem Sichgehenlassen Tür und Tor offen stehen. Im Gegenteil: Da die «gesetzmässige» Entwicklung in vielen und gerade den entscheidenden Faktoren eine mehrfache Ausgestaltung offen lässt, ist gerade sie es, welche die Verantwortung des freien Menschen aufruft, den Kairos, die gute Stunde, nicht zu verpassen; nicht nur das Falsch-Tun, auch das Nicht-Tun, das Abwarten, das Ver-Passen bedroht den Menschen.

Europa ist dafür ein Beispiel. Dass es in irgendeiner Form heraufrückt, scheint unvermeidlich. Mit dieser Tatsache muss man sich abfinden. Welche Gestalt es haben wird, das ist weithin der Freiheit überlassen.

*

In diese Perspektive müssen manche Aktionen gerückt werden, die heute da und dort von weitblickenden Christen gestartet werden. Unterlässt man dies, dann möchte man glauben, ein sicher gutes, karitatives Werk vor sich zu haben, eines neben vielen anderen: lobenswert, nützlich, wird man denken, aber eigentlich, warum denn schon wieder ein neues Unternehmen? Täte man nicht besser, den schon bestehenden grossen Werken auch diese Arbeit zu überlassen, anstatt sich zu zersplittern in viele Werke, von denen keines recht leben kann? – Eines dieser Werke möchten wir hier kurz vorführen. Es ist das sogenannte «Europa des Herzens». Der Name allein schon gibt ihm die Perspektive.

Worum handelt es sich?

Die Soziologen werden sagen, um ein Unternehmen «am Rand». Und von ihrer Sicht aus mögen sie durchaus recht haben. Es fällt aber doch auf, dass diesem Werk Männer und Frauen von höchstem Rang ihren Namen und ihre Hilfe leihen. So in *Belgien:* S.E. Msgr. Kerkhofs, Paul van Zeeland, P.-H. Spaak oder Fernand Dehousse, der neue Präsident des Europarates in Strassburg; in *Frankreich:* Guy Mollet, Robert Schuman oder Dr. Brouardel vom französischen Roten Kreuz; in *Deutschland:* der evangelische Bischof von Berlin, Dr. Dibelius; der Präsident des deutschen Bundestages, Dr. Gerstenmeier; der Flüchtlingsminister, Dr. Oberländer; der Präsident des Roten Kreuzes, Dr. Weitz; der Präsident der deutschen Kirchentage, Dr. von Tadden Trieglaff; Professor Romano Guardini, Professor Mitscherlich, bedeutende Männer aus der Industrie wie Prof. Dr. Winnacker oder Haberland; in *Österreich:* M. Johann Böhm, Gewerkschaftspräsident; Prof. Karl Fellinger, Leopold Figl, Aussenminister; M. Oskar Helmer, Innenminister; Bischof Bruno Wechner, Dr. Georg Traar von der protestantischen Kirche, Baron von Schmieden, Delegierter beim Europarat; in *Italien:* Minister Pella – um nur einige Persönlichkeiten zu nennen, die in den «Schutzkomitees» der verschiedenen Länder sitzen. Das ganze Werk aber steht unter dem Protektorat der Königin Elisabeth von Belgien. Allein diese Aufzählung beweist, dass es sich um ein alle Grenzen von Ländern, Konfessionen und politischen Richtungen überschreitendes, um ein wahrhaft europäisches Unternehmen handelt, obwohl sein Begründer und Direktor der belgische Dominikanerpater Pire ist.

«Europa des Herzens», das will sagen: damit Europa nicht eine missgebildete Gestalt erhält, damit es nicht ein grosses Gefängnis oder eine grausige Maschine wird, muss der Mensch zum Menschen finden. Unser Europa, das «in seiner Jugend voll Eifer und Selbstsucht zugleich mit seinen Maschinen auszog, die Welt zu erobern – eine Eroberung, die ihm wirklich eine Zeitlang gelang, die ihm aber nachher einen heftigen Rückschlag brachte, so dass es sich heute in die Schranken seiner engen Grenzen zurückgedrängt sieht –, dieses Europa muss ein zweites Mal ausziehen zur Eroberung der Welt, doch diesmal durch die Liebe» (Worte von P. Pire in Augsburg 1957). Und weil Worte allein nicht viel bedeuten – sie verwehen zu leicht, wie der Wind –, muss sich dieses Mensch-zum-Menschen-Finden konkret erweisen in einem Tun, dessen sichtbares Symbol wir setzen können in der Hilfe jener völlig Entwurzelten und aller Zutat Beraubten, von denen nichts übrig bleibt als der nackte Mensch, nämlich der immer noch nicht unter die Menschen eingegliederten Flüchtlinge oder Vertriebenen, deren es in Europa noch 300000, verschiedenster Nationalitäten, gibt. Diese Hilfe darf jedoch nicht nur kühl und sachlich den Weg der bürokratischen Ordnung gehen, sie muss eine Tat des Herzens sein, von welcher der Geber ebensoviel Gewinn an Menschlichkeit hat wie der Beschenkte. Sie darf weiter nicht in einer blossen, gnädig gewährten Unterstützung bestehen, sondern muss wirksam dahin zielen, den Entwurzelten wieder vollmenschlich in die Gesellschaft einzugliedern und zu integrieren. Nur so nämlich ist sie selbst eine menschliche und nicht nur maschinelle Tat.

Um dieses Ziel symbolstark vor die Augen der Europäer hinzustellen hat P. Pire einen dreifachen Weg beschritten. Er gründete zunächst 1949 sogenannte Patenschaften, durch welche mit Briefen und Paketen eine Familie mit einer anderen Familie in Kontakt tritt und bleibt. Schon gibt es 14000 solche Patenschaften. Das bedeutet, dass 14000 Familien aus 25 Ländern mit 14000 flüchtigen Familien des europäischen Ostens in Briefwechsel stehen. In einem winzigen Haus der belgischen *Maasstadt Huy, in der Rue du Marchet 35*, dem «Hauptquartier» des Hilfswerkes, sitzt ein ansehnlicher Stab von Übersetzern, der die Hunderte von Briefen, die jeden Tag eingehen, in die Sprache der Adressaten überträgt und an sie weiterleitet.

Daneben errichtete das Werk vier Altersheime in Belgien, je eines in Italien und Luxemburg, um den Bedürftigsten, die immer noch als Zurückgebliebene, Alleinstehende in Lagern

dahinvegetieren, ein menschenwürdiges Los zu verschaffen. Es sind darunter Leute, vielfach Russen, die sich jetzt schon seit 20 Jahren als Ausgestossene aus der menschlichen Gesellschaft betrachten müssen. Jede neue Katastrophe auf unserem Kontinent, wie etwa die Ereignisse in Ungarn, stösst diese Menschen tiefer in den Schlund des Vergessenwerdens hinab.

Endlich, vor etwas mehr als einem Jahr, begann P. Pire mit dem Bau sogenannter «Europadörfer». Darin sollten Familien, die aus irgendeinem Missgeschick bis heute in die Gesellschaft nicht eingegliedert werden konnten und in Lagern als trauriger «Rest» übrigbleiben, ein Heim und eine Arbeit finden, so dass sie sich «integrieren» können. Man muss natürlich dabei eine strenge Auswahl treffen: die Familie muss den Willen haben, sich einzufügen usw. Das Dorf soll also kein Ghetto darstellen, sondern im Gegenteil eine Stätte der Einpflanzung werden.

In *Aachen* entstand das erste dieser Europadörfer, bestehend aus elf Doppelhäusern, von denen jedes zwei Familien zur Heimat werden soll. Um das Haus ist je ein kleiner Garten für jede Familie. Der Grundstein dieses Dorfes wurde im Mai 1956 gelegt. Das Geld wird durch «Bausteine» gesammelt (von 2 Franken aufwärts), welche die Sektionen der verschiedenen Länder der «Hilfe für heimatlose Ausländer» (in der Schweiz Zentrale Mme Juilland-de Cocatrix, Florastrasse 9, Bern, Postfach 1155, Konto III 1410 Bern) annehmen. So wurden für das Aachener Dorf zwei Häuser von den französischen Freunden, zwei von den Belgiern, eines von Mitgliedern der belgischen Armee in Deutschland, eines von den Luxemburger Freunden, eines von einer belgischen Dame allein, drei von einer französischen Familie erbaut. Ein Haus kommt ungefähr auf 35000 Schweizerfranken. Heute ist die Siedlung bereits bewohnt von Familien verschiedener Nationalitäten und diese gliedern sich auch schon gut in ihre Umgebung ein.

Für ein zweites Europadorf mit zwölf Häusern in *Bregenz* (Österreich) wurde am 23. September 1956 der Grundstein gelegt. Auch hier sind fünf Doppelhäuser bereits bezahlt. Zwei von den französischen, je eines von den belgischen und Luxemburger Freunden, eines durch Vermittlung von zwei Antwerpener Mitgliedern vom Rotary-Club in Antwerpen. Sieben Häuser sind noch zu bezahlen. Die ersten Häuser sind schon unter Dach und können bezogen werden.

Am 5. Mai 1957 wurde ein drittes Europadorf in *Augsburg* grundgelegt. Auch hier haben Gaben der französischen und belgischen Freunde bereits die Finanzierung von zwei Häusern sichergestellt, während die bei der Grundsteinlegung anwesenden Schweizer sich für drei weitere Häuser verpflichteten. Den Rest gilt es noch aufzutreiben. Bei der Grundsteinlegung nannte der Rabbiner Azra in einem Gebet diese Feier «den Auftakt zu einem tausendmal gesegneten Zeitalter, in dem die ganze Menschheit nur eine Familie bilde».

Inzwischen aber ist bereits für September 1957 ein viertes Europadorf in Italien, *Biella*, geplant, zu dem auch die Schweizer Freunde kräftig beitragen wollen. Und schon redet der unermüdliche P. Pire von zwei weiteren «hübschen kleinen Dörfern», die er liebevoll «unsere Zwillinge» nennt, und an deren Finanzierung er nun herangehen will.

Man sieht, die Idee hat gezündet. Diese Dörfer bringen nicht nur vielen Menschen eine echte Integrierung, eine vollmenschliche, organische Wiedereinpflanzung in die Gemeinschaft der Menschen; sie erwecken bei einer weit grösseren Anzahl von Menschen über Grenzen und sonstige Anschauungen hinweg den Sinn für den Dienst am Menschen in einer konkreten Tat, und sie stellen endlich, bald in allen Ländern Europas, sichtbare Symbole dar dafür, dass Europa nicht einzig aus Angst und aus der Zwangsläufigkeit der Technik, sondern aus der Liebe geöffneten Herzen gebaut werden muss, wenn es ein menschliches Europa sein soll. Kein Wunder, dass man bereits davon gesprochen hat, P. Pire den Nobelpreis zu verleihen, denn es gibt nicht nur Wunder der Technik. Grösser sind die Wunder des Herzens! M. G.

Die Zukunft des Musiktheaters
oder
Rückkehr zur Ganzheit

Die Festschrift zur Eröffnung des neuen Mannheimer Nationaltheaters enthält die grundsätzlichen Stellungnahmen von neunundvierzig Bühnenautoren und dreiundzwanzig Komponisten zu ihrem Metier. Die Rundfrage über den «Sinn des Theaters» wurde in der Doppelnummer 12/13 der «Orientierung» behandelt. Der vorliegende Bericht untersucht die Antworten, welche der Herausgeber der Festschrift, Dr. *Claus Helmut Drese*, auf seine Frage nach der «Zukunft des Musiktheaters» erhalten hat.

Jeder Kontinent hat seine Geschichte. Die Anfänge liegen im Dunkel. Einzelheiten sind unbekannt. Die folgenden Kapitel berichten von der Entwicklung des Lebens, die, manchmal, aber nicht immer, von gewaltigen Umwälzungen der geologischen Struktur und von Veränderungen des Klimas begleitet sind. Die Erde schrumpft ein, bildet neue Gebirge, überflutet Hunderttausende von Quadratkilometern mit Wasser und glühender Lava. In einem solchen «Augenblick» erscheint die Zukunft des Lebens gefährdet. Aber der «Augenblick» täuscht: Das Leben passt sich den wechselnden Bedingungen an und bildet neue, erstaunlicherweise immer vollkommenere Arten, Gattungen und Formen. Nur die Pessimisten sterben aus: Im Devon waren es die Trilobiten, in der Oberen Kreide die Ammoniten und die Dinosaurier. Das Leben braucht Optimisten!

Eine Zeit des Übergangs

Ähnlich verhält es sich mit der Geschichte und mit den Schöpfungen des menschlichen Geistes. Eine dieser Schöpfungen ist die Oper. Ihre Anfänge liegen im Dunkel. Einzelheiten sind unbekannt. Die folgenden Kapitel berichten von der Entwicklung des Musiktheaters in Europa, die, manchmal, aber nicht immer, von gewaltigen Umwälzungen auf rein musikalischem Gebiet und von Veränderungen des sozialen und zivilisatorischen Klimas begleitet sind. In solchen Augenblicken erscheint die Zukunft der Oper gefährdet. Aber der Augenblick täuscht: Das Musiktheater passt sich den wechselnden Bedingungen an und bildet neue, immer vollkommenere Arten, Gattungen und Formen. Nur die Pessimisten, die Phantasielosen, die Epigonen sterben aus. Die Oper braucht Optimisten! Die Mannheimer Rundfrage beweist, dass diese Optimisten vorhanden sind, obwohl die Entwicklung des Musiktheaters gerade heute durch gewaltige Umwälzungen gefährdet erscheint. «Wir leben in einer Zeit des Übergangs. Das Endziel der Entwicklung ist kein Phantom. Es ist die Vollendung der Stilwende. Wann diese Stilwende endgültig vollzogen sein wird, wissen wir nicht. Aber das eine ist unbestritten: Nichts geht unter, was, wenn auch nur in bescheidenstem Masse, zur allgemeinen Geisteskultur beiträgt... Da ich in der Opernproduktion der Gegenwart keine Müdigkeitserscheinungen feststellen kann, so glaube ich auch an eine Weiterentwicklung der Opernform dank der Macht des schaffenden Geistes» (*Joseph Haas*, München).

Der Herausgeber der Festschrift hat den Komponisten sechs Fragen unterbreitet:

1. Wie beurteilen Sie die Zukunft des Musiktheaters?

Hier geht es offensichtlich nicht allein um das Werk des Komponisten, sondern auch um die «Stiftung», um die «Anstalt», um die Institution, welche die Oper aufzuführen hat. Die Wirksamkeit dieser Institution hängt von politischen, organisatorischen, administrativen, technischen, künstlerischen Faktoren und letztlich davon ab, ob und wie sie ihre gemeinschaftsbildende, oder zum mindesten ihre gemeinschaftsfördernde Funktion im Leben der modernen Gesellschaft erfüllen kann.

2. Glauben Sie an einen Fortbestand der Oper?

Hier wird nach der Lebensfähigkeit der Gattung in ihrem ganzen Arten- und Formenreichtum und nach der Tauglichkeit der Mittel und Methoden gefragt, welche zur Realisierung einer Opernaufführung erforderlich sind. Die einheitliche, jedoch abstrakte Vision der Partitur muss zu diesem Zweck wie das weisse Licht ins Spektrum auseinandergelegt und nach dem Stilwillen der Zeit und den künstlerischen Möglichkeiten des Theaters geordnet werden. Schliesslich versucht man die einzelnen Spektralfarben, d. h. die Leistungen des Regisseurs, des Bühnenbildners, des Orchesters, der Sänger usw. in der Aufführung wieder miteinander zu vereinigen, wobei die Bühne gewissermassen die Linse darstellt, welche dem Zuschauer die ursprüngliche Vision der Partitur in einheitlicher, aber mit den Sinnen fassbarer Gestalt vorhält. Das ist beinahe ein alchimistischer Vorgang. Werner Egk (München) hat durchaus recht, wenn er das Musiktheater mit einem «anarchischen Hexenkessel, siedend in Leidenschaft und Willkür» vergleicht.

3. An welche Traditionen soll die Oper anknüpfen?

Diese Frage befasst sich mit der Arbeit, mit der Schöpfung des Komponisten. Die oben angedeuteten Umwälzungen und Veränderungen scheinen die Kontinuität der Entwicklung unterbrochen zu haben. Welche Arten und Formen der Oper gehen unter, welche werden die Katastrophe überleben, welche mutieren? Die Abklärung dieser Fragen würde die verantwortungsbewußte Planung des Repertoires erleichtern. Man fürchtet offenbar, trotz eifriger Pflege des Herkömmlichen und der zeitgenössischen «Tagesoper» (eine Formulierung von *Joseph Haas*), am Ziel der Entwicklung vorbeizudisponieren und wendet sich deshalb ratsuchend an die schöpferische Persönlichkeit, die jetzt nicht nur komponieren, sondern, wie die Hexe von Endor, auch zaubern, Tote auferwecken und prophezeien muss.

4. Soll die Oper neue Wege gehen, um die Themen unserer Zeit zu bewältigen?

Hier gibt der Herausgeber, bei aller Vorsicht und Skepsis, das Vorhandensein «neuer Wege» und «Themen» und folglich auch die Möglichkeiten neuer Formen und Gehalte zu. Es fragt sich bloss, ob sie dem Wesen des Musiktheaters und dem Wesen der Oper entsprechen. *Rudolf Wagner-Regeny* (Berlin) erinnert bei dieser Gelegenheit an «*Salade*» von *Milhaud*: «Auf der Bühne agierten Tänzer pantomimisch. Das, was sie, wenn sie Sänger gewesen wären, gesungen hätten, sangen Sänger, die im Orchester placiert waren. Wort, Gesang, Bild, Bewegung und Orchester können heute nebeneinander stehen, sie können gegen- oder füreinander wirken, manchmal verbinden sie sich auf altherkömmliche Weise. Dieser Prozess ist wahrscheinlich weder gut noch böse. Er findet statt.» Und *Darius Milhaud* (Kalifornien) bekennt: «Nichts ist augenscheinlicher, als dass sich die Form wandelt. Hat sie sich nicht seit dem 18. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts oftmals geändert? Sicherlich werden die modernen Ausdrucksmittel in diesem Bereich durch äußere Einflüsse wie das Kino, oder durch klangliche Entdeckungen, wie sie die elektronischen Experimente bringen, bereichert.»

5. Wie beurteilen Sie den Widerstand breiter Kreise des Publikums gegen die neue Musik?

Hier steht nicht mehr die Oper als Ganzes, oder, wie in Frage vier, eine neue Form, ein neuer Gehalt (Libretto!), sondern die «neue Musik» zur Diskussion. Die gewaltigen Umwälzungen, welche sich in der ersten Hälfte unseres Jahrhunderts auf diesem Gebiet vollzogen haben, führten einerseits zu einer Entfremdung zwischen Publikum und Komponist und anderseits – weil der letztere sich vielfach nicht einmal um die primitivsten Regeln der Gattung kümmerte – auch zu einer Entfremdung zwischen Komponist, Darsteller und Sänger. Dabei gilt der Satz, dass die Kunst nur durch die Künstler emporgerichtet werden könne, heute genau so wie zu Schillers und Wagners Zeiten. Aber wie soll sich der Künstler um die Kunst, der Sänger und Darsteller um die moderne Oper bemühen, wenn sie ihm nichts zu singen und darzustellen gibt? «Da die Oper vor allem eine lyrische Angelegenheit ist, glaube ich, dass es für den Komponisten wichtig ist, der vokalen Frage einen bevorzugten Platz einzuräumen», schreibt der Franzose *Jacques Ibert* (Rom) mit ironischer Feierlichkeit: «Die Oper besteht aus Konventionen, mit denen leichtsinnig umzugehen gefährlich ist.» Er wird darin von *Hermann Reutter* (Stuttgart) unterstützt: «Ich glaube an die Lebenskraft der Oper, vorausgesetzt, dass ihre Komponisten dem singenden Darsteller den Vorrang lassen, die Partitur des Orchesters sei so apart geprägt wie sie wolle.» Der Schweizer *Heinrich Sutermeister* (Vaux sur Morges) mahnt: «Vergessen wir nicht, dass es einst Orpheus gegeben war, mit seiner armseligen Harfe die wilden Tiere zu zähmen.» Solche Sätze gehören eigentlich in den Kompositionsunterricht. Aber darf sich der Studierende mit solchen Problemen beschäftigen, solange es – auch in der Schweiz – Konservatorien gibt, die nicht einmal eine Partitur des «Falstaff» besitzen!

6. Wohin wird uns der Fortschritt in der Musik führen?

Gewisse Entwicklungen lassen sich vorausdenken. Revolutionäre und evolutionäre Epochen lösen einander ab. Die letzteren sind dem Musiktheater und der Oper zuträglicher, weil sie dem Komponist Zeit lassen, sich ruhig mit den besonderen Anforderungen der Gattung auseinanderzusetzen. Gewisse Anzeichen deuten nun darauf hin, dass die moderne Musik vermutlich schon bald in eine solche Phase der Beruhigung, des Ausgleichs und der Verarbeitung der neugewonnenen Mittel tritt. Man wird sich am Ende gar auf das Publikum besinnen, welches dem Musiktheater, dank Mozart, Beethoven, dank Rossini, Verdi und Puccini, in den strubsten Tagen treu geblieben ist. Die Zeit wirkt versöhnend. Distanz löscht das Unwesentliche und hebt die grossen Linien hervor. Das gleiche Publikum wird dann auch den Weg zu jenen Meistern finden, die im Sturm der vergangenen Jahrzehnte (obwohl sie ihm nicht ausgewichen sind) die scheinbar verlorene Kontinuität gewahrt und damit die Oper unter schwierigsten Umständen verteidigt und gesichert haben: Strawinsky, Honegger, Bartok, Orff und Manuel de Falla, dessen letztes Werk «La Atlantida» im kommenden Winter an der Scala zur Welturaufführung gelangen soll. Die Zukunft der Oper sieht demnach, allen Besserwissern zum Trotz, recht vielversprechend aus. Nur vier von dreiundzwanzig Komponisten, welche in der Rundfrage vertreten sind (Strawinsky mit einem Text aus seiner Schrift «*Musikalische Poetik*») äussern sich skeptisch: Die Optimisten behaupten das Feld.

Kommt es auf die Theater an?

«Ich bin der Überzeugung, dass das Musiktheater fortbestehen wird», gesteht *Luigi Dallapiccola* (Florenz), ein konsequenter Verfechter der Zwölftontechnik: «Diese wunderbare Fiktion ist zu wichtig für unser Leben, weil man sich ihr restlos hingeben kann. Im übrigen werden neue Theater gebaut, ob-

wohl man seit Jahrzehnten sagt, das Musiktheater sei tot. Ausserdem kann ich aus eigener Anschauung versichern, dass in Amerika das Problem des Theaters eines derjenigen ist, welche die Jugend am meisten interessieren.» Das ist ein frisches Bekenntnis. Leider steht die Argumentation auf schwachen Füssen. Der Fortbestand der Oper hängt nicht von der Errichtung neuer Theater ab. 1933 bis 1939 wurden in der Sowjetunion zweihundert Theater eröffnet. Trotzdem leistete in den vergangenen drei Jahrzehnten kein dort lebender russischer Komponist einen wesentlichen Beitrag zur Entwicklung der modernen Oper. Man konserviert und perfektioniert das zaristische Musiktheater des 19. Jahrhunderts. Was Marx für die «proletarische Revolution» bedeutet, ist Tschaikowskij für die sowjetische Musik.

Anders verhält es sich mit Amerika: Das junge Land hat, zum mindesten auf dem Gebiet des Musiktheaters und der Oper, noch keine eigene Tradition. Also stützt man sich auf das Publikum. Es ist das Publikum des Rundspruchs und der Schallplatte, des Blues, der heiteren Nummer und der populärsten Klassiker. Aaron Copland bestreitet, dass es in Amerika ein Publikum für moderne Musik gibt. «Eine populäre Umfrage zeigte jüngst, dass Beethoven, wie es scheint, der am meisten gefragte Komponist in den Vereinigten Staaten ist, während ein Komponist von so unstreitiger Bedeutung wie Paul Hindemith vollkommen unmodern ist, weil die Umfrage seinen Namen nicht einmal erwähnt» (*Strawinsky*, Los Angeles).

Amerika und Russland: Zwischen diesen konservativen Polen hat Europa in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts die Musik, die Oper und das Musiktheater zu revolutionieren versucht. Das ging nicht ohne Widerstände: Zahlreiche gefeierte Künstler und Konzertveranstalter zeigen nach *Benjamin Britten* (Aldeburgh) heute noch einen «Mangel an Wagemut». Der englische Komponist hat sich deshalb von der kostspieligen «grossen Oper» abgewandt und eine eigene Gruppe aufgezogen. Die Zahl der Darsteller bleibt auf zehn Personen beschränkt; das Orchester umfasst zwölf bis dreizehn Musiker: «Fünf Opern habe ich schon für diese Gruppe geschrieben und freue mich, berichten zu können, dass eine Reihe anderer englischer Komponisten meinem Beispiele folgt.» Noch realistischer drückt sich *Jean Français* (Chatou) aus. Er lässt sich weder durch die neuen Theaterbauten, noch durch die Betriebsamkeit der Tageskomponisten verwirren: «Glaubt man denn, in jedem Jahr könne ein lyrisches Meisterwerk entstehen? Es gibt nur einen Shakespeare, nur einen Molière, und dann wollen wir gleich Doppelsterne, einen Debussy und einen Maeterlinck, welche die Melisanden ausbrüten, wie ein Beamter sein Rundschreiben... Wenn die Schöpfer der ‚Zauberflöte' oder des ‚Fidelio' wiederkämen, dann wären ihr Elend und ihre Einsamkeit grösser denn je.»

Die Gefährdung der schöpferischen Potenz

Hier wird erstmals – und wenigstens indirekt – betont, dass der Fortschritt der Musik und der Oper weder durch «sensationshungrige ‚Fachleute' und Auftraggeber» (*Gerhard Wimberger*, Salzburg), durch die «individuelle Laune, die intellektuelle Anarchie» *(Strawinsky)* noch durch «unduldsame intellektuelle Systematik» *(Werner Egk)* und «dosierende Vernunft» *(Rudolf Wagner-Regeny)* gewährleistet wird, sondern einzig durch die «qualitative Potenz des Schöpfers» *(Rolf Liebermann*, Hamburg), durch «die schöpferische Kraft des Komponisten» (*Wolfgang Fortner*, Detmold).

Der schöpferische Künstler schafft primär nicht aus dem Intellekt. Er will keine neue Ordnung, kein «neues Material», keinen «neuen Baukasten» *(Heinrich Sutermeister)*. Er trägt die Ordnung, unabhängig von seinem Willen, bereits in sich. Er braucht sie bloss aufzufinden. Die Substanz des Schöpferischen ist die «Naivität». Sie entspringt «dem Reservoir des Unbewussten, des Nicht-Gewussten» *(Rudolf Wagner-Regeny)*. Die Musik sollte sich «unmittelbar an das Gefühl» wenden *(Joseph Haas)*. «Für das Musiktheater wird immer der Ausdruck von Gefühlen und elementaren Seelenzuständen von grösster Bedeutung sein» *(Luigi Dallapiccola)*. Der schöpferische Mensch arbeitet intuitiv. *Paul Hindemith* vergleicht diesen Vorgang mit einem «grellen Blitz, der eine dunkle Nacht erhellt... Wer nicht imstande ist, eine Komposition im Lichte eines einzigen Augenblicks in ihrer absoluten Ganzheit, gleichzeitig aber auch in jeder kleinsten Einzelheit vor sich zu sehen, wird niemals ein wirklicher Komponist werden».

Diese elementaren schöpferischen Fähigkeiten sind heute gefährdet. «Die Homogenität unseres Leibes, der Empfindungswelt und unseres Geistes hat Schaden erlitten, als die Überzüchtung des Intellektes allgemein wurde.» Darum «das Auseinanderfallen der Elemente Wort, Gesang, Bild, Bewegung und Orchester» *(Rudolf Wagner-Regeny)*. Aber das Publikum erwartet vom Musiktheater nach wie vor einen unmittelbaren, ungeteilten Appell an das Gefühl und bleibt darum, wenn es mit Tricks und «Methoden» abgespiesen wird, im Grunde unbefriedigt.

Viele Komponisten merken das und suchen, weil sie sich nicht verstanden fühlen, dem Publikum durch die Wahl «aktueller» Stoffe, durch die Behandlung «sozialer Fragen» entgegenzukommen. Das nennt man das Pferd beim Schwanz aufzäumen! Die soziale Frage ist intellektuell bereits gelöst. Sie braucht dem Menschen nicht mehr vermittels der Musik «ans Herz», «ans Gefühl gelegt» zu werden. *Joseph Haas* ist vielmehr zur Einsicht gekommen, «dass für die Oper Stoffe, die frei erfunden und darum nur im übertragenen Sinne etwas mit der Wirklichkeit zu tun haben, am brauchbarsten sind. Schon die Stoffwelt des Märchens und der Sage ist von unbegrenzter Mannigfaltigkeit». *Hermann Reutter* glaubt an die «ewigen Stoffe, die sich mit ihren allgemeingültigen elementaren Gefühlsinhalten in jeder Zeit neu und andersartig spiegeln, man denke nur an ‚Antigone', ‚Ödipus', ‚Elektra', ‚Romeo und Julia'.» Auch *Hans Vogt* (Neckargemünd) plädiert für das «Symboltheater»! «Vor den Forderungen des Realismus muss die Oper versagen. Das Musiktheater hat die Realität des sogenannten ‚wirklichen Lebens' zu überhöhen, zu stilisieren, zu symbolisieren. Für die Darstellung bedeutet das, den Urzustand des Mimischen wiederherzustellen, die tänzerische Bewegung, die allegorische Geste.» Auch *Gerhard Wimberger* vertritt die Ansicht, das Musiktheater der Zukunft werde «die allzu banale Sphäre des Alltags ebenso meiden wie die abstrakten Räume blutleerer Symbolwesen».

All diese Feststellungen laufen im Grunde genommen auf eines hinaus: Das Schöpferische ist unberechenbar. Es kann nicht gemacht, sondern bloss angenommen werden. «Zum Komponieren braucht es lediglich ein bisschen Genie», hat der alte *Toscanini* einmal zu *John Barbirolli* gesagt. Das Genie produziert jedoch weder «neue», noch «moderne», weder «atonale», noch «Zwölftonmusik». Es schafft einfach gute Musik. «Man kann neue Werke ohne Gefahr und ohne Risiko aufführen, wenn sie musikalisch sind», verrät *Ernest Ansermet*, Genf, der sich wohl wie kein zweiter Dirigent für die Modernen eingesetzt hat: «Aber ich wollte nie zeitgenössische, ich wollte nur gute Musik geben.» *Rolf Liebermann* vertritt den gleichen Standpunkt: «Es stehen nicht mehr tonal oder atonal, Zwölfton oder Ludus tonalis zur Diskussion; heute geht es wieder um gute oder schlechte Musik. Und damit hat die Kunst der Gegenwart erneut den Kreis geschlossen und die Verbindung zur Vergangenheit hergestellt.»

„Erhöhte" oder ganze Wirklichkeit?

Das Schöpferische ist, gleichgültig wie sich der Künstler dazu stellt, immer und ausschliesslich eine transzendente Qualität. Eine Zeit, welche diese Qualität durch die beschränkten Fähigkeiten der Vernunft, durch leere «Mache» und effekt-

volle Tüftelei ersetzen will, muss die Substanz des Schöpferischen angreifen. Sie schickt den Künstler und die Kunst in die «Verbannung». Mit anderen Worten: Sie verweist ihn auf sich selbst und auf seine Begabung zurück. Hier entscheidet sich sein Schicksal. Der Aufenthalt in der «Verbannung» wird ihm vielleicht zu langweilig. Er leistet Abbitte, darf zurückkehren und, mitsamt seinen Fähigkeiten, im Rachen des Zeitgeistes verschwinden. Was tut's! Der Begnadete setzt dafür aus seiner «Verbannung», aus der Kraft seiner schöpferischen Potenz heraus zur Eroberung der Welt an. Selbst wenn der Feldzug länger als der Dreißigjährige Krieg dauert: die Eroberung gelingt. Man denke an Bruckner. Noch im Jahre 1939 stellte Wilhelm Furtwängler fest: «Während Brahms ein musikalisches Weltereignis geworden ist, das dem Wagners kaum nachsteht, blieb die Wirkung Bruckners im wesentlichen auf die unmittelbar deutsche Kultursphäre beschränkt. Ich selber habe Brucknersche Symphonien in Amerika, in England, in Italien dirigiert. Überall derselbe Mangel an Verständnis. Und es scheint mir, dass nicht damit zu rechnen ist, dass dies in absehbarer Zeit wesentlich anders werden wird.» Heute sprechen Schuricht und Barbirolli einstimmig von einem Brucknerkult in den Vereinigten Staaten und in England. Die «Verbannung» hat sich gelohnt!

Sie hat sich auch für Strawinsky, für Bartok und andere gelohnt. In der «Verbannung», welche nicht mit den äusseren Lebensumständen eines Künstlers verwechselt werden darf, erkannten sie das wichtigste Anliegen der Kunst in unserer Zeit. Es galt nicht mehr bloss aus der transzendenten Wirklichkeit heraus zu schaffen, sondern diese Wirklichkeit auch mit wahrem Bekennermut auf die Bühne zu stellen. Gottesstaat und Menschenstaat zusammen machen erst die ganze Realität des Daseins aus. In der Auseinandersetzung dieser Mächte findet jede «Dissonanz» und jede «Konsonanz» einen sinnvollen, verständlichen Platz. «*Das Leben eines liederlichen Menschen*» von *Strawinsky* ist ein moralisches Tendenzstück; «*König David*» und «*Johanna auf dem Scheiterhaufen*» von *Honegger*, die «*Comoedia de Christi Resurrectione*» von *Orff* und «*Christophe Colomb*» von *Darius Milhaud* sind religiöse Dramen – und gleichzeitig die grössten Erfolge des zeitgenössischen Musiktheaters. In ihnen darf die Musik in voller Freiheit zu jener umfassenden, gemeinschaftsstiftenden Funktion zurückkehren, welche ihr augenscheinlich von Anfang an zugedacht war: «Auf allerlei Holzinstrumenten, auf Harfen und Zithern, Pauken, Zinken und Zimbeln spielten David und ganz Israel vor dem Herrn.»

Welche Perspektiven für die Intendanten! Nicht nur der König mit seinem Hof, der Komponist mit seinen Anhängern, die «Fachleute», Kritiker und die neugierigen Snobisten erscheinen zum Spiel; auch das Volk strömt wieder ins Theater – selbst wenn ihm der Konsumverein keine verbilligten Eintrittskarten anzubieten hat.

Franz Fassbind, Adliswil

Die Bedeutung der ersten deutschen Gesamtausgabe Solowjews[1]

Seit bald fünf Jahren erscheint im *Erich-Wewel-Verlag* (Freiburg im Breisgau) die erste deutsche Gesamtausgabe der Werke Wladimir Solowjews.[2] In ihren acht Bänden, denen noch ein Ergänzungsband folgen soll, enthält sie sämtliche Werke des genialen Denkers und erschließt damit dem der deutschen Sprache mächtigen Abendlande den ganzen kaum übersehbaren Reichtum seines gewaltigen Lebenswerkes. Erschienen sind bisher Band 7 (1952) und Band 3 (1954). Der zweite Band dürfte in einigen Wochen erscheinen.

I

Solowjews hohe Bedeutung für das geistige Leben des russischen Volkes ist in seinem Vaterlande von berufenster Seite längst anerkannt worden. Es genügt hier das Urteil eines ausgezeichneten russischen Dichters, Kritikers und religions-philosophischen Schriftstellers, *Wjatscheslaw Iwanow*, anzuführen, dem wir unter anderem das tiefste und schönste Buch über *Dostojewskij* verdanken: Iwanow vergleicht Solowjew mit Tolstoj und Dostojewskij und kommt zum Schluß, daß seine Bedeutung für «das geistig-sittliche Bewußtsein Rußlands» größer sei, als die jener Geistesriesen. «Die beiden genialen Künstler waren ohnmächtig, die Form- und Zusammenhanglosigkeit ihrer religiösen Synthese zu überwinden: Tolstoj insofern er Anarchist war, Dostojewskij als orgiastisches und tragisches Genie.» Beide waren «grosse Amorphisten». «Der wahre Gestalter unserer religiösen Strömungen» – ich zitiere Iwanow weiter –, «der lyrische Orpheus, der ein schöpferisches Aufbauprinzip in sich trug, war Wladimir Solowjew, der Sänger der göttlichen Sophia.»

Über die Bedeutung Solowjews nicht nur für Russland, sondern auch für die gesamte christliche Welt hat wohl das Beste der Frankfurter Professor der katholischen Philosophie, *Johannes Hirschberger*, gesagt. Sein Urteil wiegt sehr schwer, denn seine monumentale «*Geschichte der Philosophie*» (Bd. I/II, 2. Aufl., Freiburg im Brg., Herder 1955) enthält die zur Zeit beste Darstellung der Entwicklung des abendländischen philosophischen Denkens von Thales und Anaximandros bis Bergson, Whitehead und Wenzl. Hier nur ein kleiner Auszug aus Hirschbergers ausführlicher Besprechung der Gesamtausgabe Solowjews im «*Klerusblatt*» (München, Mai 1955):

«Solowjew ist im Denken und Glauben der frühen Kirche, in den geistigen Traditionen der Väterzeit, speziell im christlichen Platonismus und Neuplatonismus verwurzelt. Er ist ein typisch christlicher Denker. Nun hat zwar auch der deutsche Idealismus christliches Gedankengut in sein System einzubauen versucht, aber er hat es mehr aufgearbeitet als eingearbeitet. Das grosse neuplatonisch-christliche Erbe, das über Proklos, den Areopagiten, Boethius, die Schule von Chartres, *Eckhart*, *Cusanus*, *Leibniz* an die Tore des deutschen Idealismus herangetragen wurde, lebt hier bei ihm weiter, aber nicht verschüttet wie bei *Schelling* und verunstaltet wie bei *Hegel*, sondern rein und ursprünglich, so dass man, statt Solowjew von Schelling her zu deuten, noch viel besser versuchen kann, den deutschen Idealismus von Solowjew aus zu erhellen, einfach deswegen, weil bei ihm die metaphysische Tradition des Abendlandes in einer Phase aufbewahrt ist, die das Anliegen des deutschen Idealismus, sein Fragen um Gott und Welt, Einheit und Vielheit, Geist und Natur, das Sein und die Geschichte, in seinem ideengeschichtlichen Ursprung, also in historisch echter, durch spätere Entwicklungen noch unverstellter Form enthält. Und das ist nun die grosse Bedeutung dieser neuen deutschen Solowjew-Ausgabe: Sie bahnt einen möglichen Weg zurück zu den Ursprüngen unseres christlich-abendländischen Denkens, wo in *Clemens*, in *Origenes* und *Augustinus* griechisches und christliches Denken sich vermählten und noch ihre ganze Fülle und Weite entfalten konnten. Spätere Entwicklungen bedeuten gewöhnlich Einengungen, Verstellungen, Sackgassen. Heute arbeitet die Forschung

[1] Zusammenfassung des am 8. Oktober 1956 in der Frankfurter Tagung der Görres-Gesellschaft gehaltenen Vortrags.

[2] Deutsche Gesamtausgabe der Werke Solowjews, herausgegeben von Wladimir Szylkarski, Prof. in Bonn (früher in Moskau und Dorpat), Nikolaus Losskij, ehem. Prof. in Petersburg, Prof. Ludolf Müller (Kiel), Prof. Johannes Strauch (Baltische Universität), Frau Prof. Margarethe Woltner, Bonn.

daran, das tiefere Wollen des deutschen Idealismus dadurch wieder zu heben, daß man die Ursprünge der deutschen Philosophie bei *Nikolaus von Cues* aufsucht und über ihn hinaus noch bis auf *Proklos* zurückgeht. Die gleiche Aufgabe besteht für die Erforschung der mittelalterlichen Scholastik, wenn man über die Literaturgeschichte hinauskommen und zu den ideengeschichtlichen und damit zu den systematischen Fragen selbst vorstossen will. Wir müssen immer wieder zurück zu den Quellen der *philosophia perennis* und ihrem ganzen ursprünglichen Reichtum. Solowjew, in dessen Denken eine frühe Phase des christlich-abendländischen Denkens präsent wird, könnte ein Weg werden zu diesen Quellen.»

Mit diesen Ausführungen hat Hirschberger die historische Perspektive, in die der Ideenbau Solowjews gehört, mit der ihm eigenen Weite und Sicherheit des ideengeschichtlichen Blickes entworfen. Werfen wir nun einen Blick auf diesen Bau.

II

Den Keim, aus dem sich das ganze Schaffen Solowjews entwickelte, hat er in einer geheimnisvollen Schau, welche die deutschen Mystiker die «innere Erleuchtung» nennen, empfangen. Die überwältigende Vision der All-Weisheit Gottes, die die vom Schöpfer abgefallene Schöpfung in das ewige Reich Christi heimholt, beherrscht seine gesamte Welt- und Lebensanschauung. «Seit Augustinus' Tagen» – sagt der grosse, heldenhafte Miles Christi *P. Friedrich Muckermann* S. J.[3] – ist der Reichsgedanke, wie er im Sehnen der heutigen Menschheit wieder aufzieht, niemals so umfassend, so tiefsinnig, so begeistert gefeiert worden, wie von unserem Dichter-Philosophen.» In allen Teilen seines Ideenbaues, in seiner Erkenntnislehre und Metaphysik, in seiner Ethik und Ästhetik, in seiner Geschichtsphilosophie und Philosophie der Liebe handelt es sich letzten Endes stets um die Wege, auf denen die göttliche Allweisheit die Schöpfung in das verlorene Gottesreich zurückführt.

Die orthodox-messianistische Periode

Das Heilswerk der Allweisheit – lehrt Solowjew – könne nur in der Kirche Christi vollendet werden, die dem Vermächtnis des göttlichen Stifters treu bleibt und seinen Glaubensschatz frei von jeder Entstellung aufbewahrt.

Solowjews Einfluss auf Dostojewskij

Enkel eines orthodoxen Priesters und Sohn des grössten Historikers des russischen Volkes, Sergius Solowjew, vertrat unser Denker in seiner ersten Lebensperiode die von der russischen kirchlichen Tradition übernommene Auffassung, das Licht des wahren Glaubens brenne ausschliesslich und allein in seiner griechisch-orthodoxen Mutterkirche: Nur dieser Kirche und dem ihr treuen russischen Volke sei es beschieden, das Heilswerk der All-Weisheit zum Abschluss zu bringen. In der römisch-katholischen Kirche sei das Licht der reinen Wahrheit Christi erloschen, das von ihr geleitete Abendland sei in seiner Geschichte allmählich allen drei Versuchungen, mit denen der böse Geist den Heiland auf seine Wege zu locken versuchte, verfallen: der Verlockung der äusseren Macht, der der rationalistischen Selbstherrlichkeit des Verstandes und der der materialistischen Verlockung des Fleisches. Diese Konzeption liegt einer der berühmtesten Schöpfungen der Weltdichtung, Dostojewskijs *Legende vom Grossinquisitor*, zugrunde. Der Altmeister des russischen Romans hat sie von seinem 32 Jahre jüngeren Freund übernommen, der ihn an Originalität und Kraft des philosophischen Geistes weit übertraf und auf sein Schaffen in den letzten sieben Jahren seines Lebens einen weitgehenden Einfluss ausübte. Ihm vor allem verdankte der Verfasser der *Brüder Karamasow* den weltanschaulichen Aufschwung seiner letzten Meisterwerke.[4]

Christus und sein ewiges Reich

Brennt das Licht der reinen Wahrheit Christi ausschliesslich und allein in der Ostkirche, so kann auch die allseitige philosophische Gestaltung des heiligen Glaubensschatzes nur auf dem Boden dieser Kirche vollzogen werden. In seiner ersten orthodox-messianistischen Schaffensperiode (1874–1881) betrachtet daher Solowjew als seine vornehmste Aufgabe, die ewigen Wahrheiten der östlichen Frömmigkeit in einem abgeschlossenen, logisch unangreifbaren Ideenbau zu gestalten. In den Hauptwerken dieser Periode, *Vorlesungen über das Gottmenschentum* und *Kritik der abstrakten Prinzipien*, die den ERSTEN BAND der Gesamtausgabe ausfüllen, ist Solowjews erster Ideenbau bereits vollendet. Er wird ihn in den 18 Jahren, die ihm noch zu leben beschieden waren, nach allen Seiten erweitern und vervollkommnen, immer neue Problemkreise in das wachsende Ganze aufnehmen, seine Darstellungskunst zur höchsten Vollendung bringen – der erste im jugendlichen Schwung entworfene Grundriss wird bis zum Ende seiner Tage unverändert bleiben. Christus und sein ewiges Reich – diese Idee wird stets, trotz aller Wandlungen im Einzelnen, im Mittelpunkt des kaum übersehbaren, weil ständig sich erweiternden Kreises bleiben.

Moskau, das dritte und letzte Rom

In den Werken der ersten Periode findet der alte russisch-orthodoxe Messianismus mit seiner Lehre von Moskau, dem dritten und letzten Rom seine reifste und vollendetste Gestalt. Solowjew hat ihn mit allen begrifflichen Mitteln ausgebaut, die ihm die tausendjährige Entwicklung der europäischen Philosophie zur Verfügung stellte. Von der Überzeugung ausgehend, dass die abendländische Philosophie sich in ihren letzten Ergebnissen denselben Wahrheiten nähere, die potentiell, das heisst in einer begrifflich noch nicht voll ausgebildeten Gestalt, in der religiösen und mystischen Kontemplation des Ostens enthalten sind, verwertet er sämtliche hohen Errungenschaften dieser Philosophie für die Begründung und allseitige Gestaltung eines gewaltigen Ideenbaues, der zunächst ganz in den Dienst seiner Mutterkirche gestellt wird.

Die Patristik und die idealistische Philosophie

Die grösste Bedeutung für diese Gestaltung hatten einerseits die platonisierenden Kirchenschriftsteller des Ostens und Westens mit Origenes und Augustinus an der Spitze, andererseits die Koryphäen der deutschen idealistischen Philosophie, *Kant*, *Hegel* und vor allem *Schelling*. Der Einfluss der patristischen Spekulation, zu der sich der Einfluss der deutschen Mystik gesellt, ist für Solowjew grundlegend. Auch Schelling schöpft mit beiden Händen aus diesen Quellen. Die Verwandtschaft, die die Ideen des *jungen* Solowjew mit denen des späten Schelling verbindet, findet hierin ihre Erklärung. Nur wer die Quellen, aus denen die beiden durchaus einander ebenbürtigen Denker schöpften, nicht kennt, kann von Solowjew als von einem «klischierten (!) Schelling» reden: er verrät damit nur seine Ignoranz auf dem Gebiete der philosophischen Ideen und ihrer Geschichte oder – mit *Hirschberger* zu sprechen – «weiss nichts von der geistigen Heimat, in die Solowjew gehört und die die tieferen Schichten seines Denkens ausmacht» (a. a. O.).

Die katholisch-messianistische Periode

Solowjew waltete mit souveräner Freiheit und Überlegenheit im Reiche der allgemeinen Ideen, für die konkrete historische Wirklichkeit hat er sein Leben lang kein scharfes Auge besessen. Auf die Dauer konnte es aber nicht ausbleiben, dass die elende Lage seiner vom Staate unterjochten und in ihrem inneren Leben erstarrten Mutterkirche ihn vor die Frage stellte, ob denn eine solche Kirche ihre messianische Berufung erfüllen könne? Wo liegt die Hauptursache des traurigen Verfalls? Solowjew findet die Antwort darauf in seinen dogmen- und kirchengeschichtlichen Studien, denen er sich nun mit besonderem Eifer ergibt. Es waren vor allem diese Studien, die ihn zu einem völligen Umschwung in seiner Stellung zur katholischen Kirche geführt haben. Er hält allerdings an seiner Überzeugung fest, dass die griechisch-orthodoxe Kirche die unverfälschte christ-

[3] In der Besprechung meines Buches *Solowjews Philosophie der All-Einheit* (Kaunas 1932, XVI + 497 S.S.) im *Gral* 1932, S. 903 ff.

[4] Vgl. W. Szylkarski, *Solowjew und Dostojewskij: Zur Entstehungsgeschichte der Legende vom Grossinquisitor* (Bonn 1948) und besonders die Schriften eines bedeutenden litauischen Denkers: *Antanas Maceina, Der Grossinquisitor* (Heidelberg 1952) und *Das Geheimnis der Bosheit* (Freiburg i. Brg., Verlag Herder 1955).

liche Wahrheit in ihrem Herzen trage, er sieht aber jetzt ein, dass diese Wahrheit durch die Trennung von der universalen Kirche auf dem Wege zur vollen Entfaltung und Auswirkung des heiligen Glaubensschatzes aufgehalten wurde und einer trostlosen inneren Erstarrung erlag. In dieser Trennung liege der tiefste Grund davon, dass die russische Kirche, ebenso wie früher die byzantinische, das mächtigste Bollwerk ihrer Freiheit, das in Rom lag, verloren habe und zum willenlosen Werkzeug des nur seinem Namen nach christlichen Staates wurde.

Weisheit und Kraft

Das Ideal des christlichen Lebens ist für die Ostchristen der Berg *Athos*, auf dem Tausende von Mönchen während vieler Jahrhunderte, dieser Welt und den menschlichen Interessen entrückt, sich völlig dem Gebete und der Kontemplation des ungeschaffenen Taborlichtes ergeben. Der Osten hat vergessen, dass der Glaube, dem keine Taten folgen, einen toten Glauben darstellt und dass der wahre Gott ein Gott der Lebenden und nicht der Toten ist. Christus hat die *streitende* Kirche (ecclesia militans) gegründet, die seinen absoluten Sieg über das Böse in allen relativen Sphären des menschlichen Daseins behaupten soll. Die christliche Wahrheit ist nicht nur eine theoretische Weisheit *(sophia)*, sondern auch die innere Kraft *(kratos)* des gesamten praktischen Lebens, sowohl des privaten als des gesellschaftlichen. Christus, der nicht nur Priester, sondern auch König ist, muss im *ganzen* Bereich des menschlichen Lebens herrschen. Indem Solowjew sämtliche Konsequenzen aus dieser Grundüberzeugung zieht, hält er die Theosophie seines ersten Systems zwar nicht für falsch, aber für einseitig und dadurch unzureichend. *Sophia* (Weisheit) muss sich mit *kratos* (Kraft) vereinigen, und erst in dieser Vereinigung kann die wahre *Theokratie* (Gottesherrschaft) auf Erden verwirklicht werden.

Vereinigung der Kirchen

Von dem hohen Traum, dass sein Vaterland die Pforten des Reiches Christi öffnen werde, will sich indessen Solowjew auch in seiner zweiten, der katholisch-messianistischen Periode (1882–1889) nicht lossagen. Nur predigt er jetzt mit höchster Begeisterung und unter schweren persönlichen Opfern, dass Russland nur dann die Menschheit in das ewige Reich Christi heimholen könne, wenn es die Trennung von der einzigen, wahrhaft universalen Kirche aufgebe, den Felsen St. Petri als den von Gott gestifteten Mittelpunkt der gesamten Christenheit anerkenne und, von diesem Mittelpunkt ausgehend, zu einem wahrhaft messianischen, der ganzen Menschheit voranschreitenden und voranleuchtenden Volk werde. Der Vereinigung der Kirchen und der Grundlegung der Lehre von der universalen Theokratie dienen fast alle Werke der mittleren Lebensperiode Solowjews mit *Der grosse Streit und die christliche Politik*, *Geschichte und Zukunft der Theokratie* und *Russland und die universale Kirche*. Diese Schriften füllen den ZWEITEN und den DRITTEN BAND der deutschen Gesamtausgabe Solowjews aus.

Solowjew betrachtete seinen Anschluss an die Universale Kirche keineswegs als einen Bruch mit seiner Mutterkirche. Sein Hauptbestreben ging gerade darauf hinaus – ich zitiere eine Stelle aus seiner «Geschichte und Zukunft der Theokratie» – «den Glauben seiner Väter zu rechtfertigen, ihn auf eine neue Stufe des vernünftigen Bewusstseins zu erheben, zu zeigen, dass dieser uralte Glaube, von den Fesseln der örtlichen Absonderung und des nationalen Egoismus befreit, mit der ewigen und universalen (ökumenischen) Wahrheit zusammenfällt». Von den Fesseln der nationalen Absonderung kann der Glaube der Mutterkirche Solowjews nur in der wiederhergestellten Einheit der gesamten christlichen Welt befreit werden. Die Verwirklichung dieser Einheit hatte den schlimmsten Feind im russischen grössenwahnsinnigen Nationalismus, der vergass, dass das Volkstum keinen absoluten Wert darstellt und seine untergeordnete Bedeutung der christlichen Wahrheit gegenüber anerkennen muss. Der russische Messianismus hat sich im Laufe von wenigen Jahrzehnten in den heuchlerischen *Panrussismus* umgewandelt. Der erste hoffte der gesamten Menschheit die Tore des ewigen Reiches zu öffnen, der zweite wollte alle Völker dem Doppeladler unterwerfen und ihnen den «russischen» Glauben aufzwingen. Solowjew führt gegen diese schmähliche Entartung der messianischen Idee den schärfsten Kampf in einer langen Reihe von Aufsätzen, deren grösster Teil im Buch *Die nationale Frage in Russland* gesammelt ist. Diese Aufsätze, die Solowjew zu dem neben *Alexander Herzen* grössten Publizisten Russlands machen, werden im Winter der Jahre 1958/59 im VIERTEN BAND der deutschen Gesamtausgabe erscheinen.

Von der messianistischen zur apokalyptischen Geschichtsauffassung

In keine Sprache des Abendlandes sind bisher Solowjews Aufsätze übertragen worden, die in der *Grossen russischen Enzyklopädie von Brockhaus und Jefron* erschienen sind. Wir bringen diese Aufsätze unter dem Titel *Grundprobleme der christlichen Philosophie und Mystik* im SECHSTEN BAND unserer Ausgabe. Wie wir aus Solowjews Briefwechsel wissen, beabsichtigte er diese Aufsätze in einer grossangelegten Geschichte der Philosophie zu verwerten.

Die Idee des theokratischen Staates muss unvermeidlich an der Tatsache des bösen Willens, der in der von Gott abgefallenen Schöpfung herrscht und dem seine Freiheit nicht genommen werden kann, scheitern. Christus legt Wert nur auf die freie Gefolgschaft, und es kann keinen Staat auf Erden geben, wo sich alles der vom Heiland gewollten Ordnung frei unterwirft. Das Reich Christi kann im Rahmen der diesseitigen Ordnung der Dinge nicht voll verwirklicht werden. Diese Einsicht, die Solowjew nach langem, schmerzvollem Ringen gewonnen hat, führt ihn von der messianistischen zur apokalyptischen Geschichtsauffassung.

In den ersten sechs Jahren seiner letzten Periode (1890–1900), in denen diese Auffassung langsam reift, entstehen seine *Schriften zur Ästhetik*, die sowohl ihrem Inhalt als auch ihrer dichterischen Gestaltung nach zu seinen höchsten Schöpfungen gehören, weiter die *Abhandlungen zur Philosophie der Geschlechtsliebe*, in denen der platonische Eros seine Auferstehung feiert. (Der bekannte philosophische Publizist *Berdjajew* meint, diese Abhandlungen seien das einzige originelle Wort, das in der Frage nach dem Wesen der Liebe seit Platon gesagt wurde.) Die Schriften zur Ästhetik und zur Philosophie der Liebe sind vor vier Jahren in dem von mir übersetzten SIEBENTEN BAND der deutschen Gesamtausgabe Solowjews vereinigt.

Gegen die Mitte der letzten Periode hat Solowjew sein umfangreichstes Werk *Die Rechtfertigung des Guten* verfasst, in dem die Grundprobleme der Moralphilosophie in erschöpfender Weise behandelt werden. Das Werk wird im FÜNFTEN BAND der Gesamtausgabe erscheinen.

Tradition – Autorität – Freiheit

Seine apokalyptische Geschichtsanschauung begründet Solowjew nicht in einer Reihe von monumentalen Werken, wie dies mit der messianistischen Anschauung der Fall war, sondern in einigen Briefen, kleineren Gelegenheitsschriften und in seiner genialsten Schöpfung, den *Drei Gesprächen*, dem seit *Platon* vollendetsten Dialog der Weltliteratur.[5] Diese Schriften wird der ACHTE BAND der Gesamtausgabe enthalten.

Die Geschichte ist jetzt unserem Denker nicht mehr ein breiter und offener Weg in das ewige Reich Christi. Der Heiland hat auf die Erde nicht den Frieden, sondern das Schwert ge-

[5] Der letzte Teil *Drei Gespräche*, die kurze Erzählung vom Antichristus, ist ins Deutsche *acht* Mal übertragen worden. Gut ist nur die Übersetzung von *Ludolf Müller* (Verlag H. Rinn, München).

bracht. Es gibt einen schlechten, den weltlichen Frieden, gegründet auf Vermischung oder äusserer Vereinigung dessen, was innerlich miteinander in Zwist steht. Und es gibt einen guten, den Frieden Christi, der auf der Scheidung von Gut und Böse, von Wahrheit und Lüge beruht. Einen solchen Frieden hat der Heiland gebracht. Das letzte Geheimnis des Bösen liegt in der freien Wahlentscheidung für oder gegen Gott. Frei muss der Mensch entscheiden, ob er dem Heiland in sein ewiges Reich folgen oder Seinem Widersacher verfallen soll. Das Friedensreich Christi kann erst nach dem Sieg über den Antichristus errungen werden. Diesen Sieg erringen alle miteinander in ihrer treuen Liebe zum göttlichen Herrn und Heiland brüderlich verbundenen und im Kampfe gegen Seinen Widersacher gefestigten und erstarkten Christen. Diese Liebe führt sie schliesslich zu der Erkenntnis, dass die Grundprinzipien der verschiedenen christlichen Konfessionen nicht falsch, aber nur einseitig sind. Das Grundprinzip der orthodoxen Kirche ist die Tradition, das der katholischen die Autorität, das der evangelischen – die Freiheit. Keines dieser Grundprinzipien ist falsch, keines aber kann, soweit es in seiner Einseitigkeit entwickelt wird, zur vollkommenen Fülle der christlichen Wahrheit führen – erst ihre harmonische Verbindung, wobei keines dieser Grundprinzipien in seiner Bedeutung für die christliche Wahrheit geschmälert werden darf, ergibt ihre gesegnete Fülle. In der Erzählung vom Antichristus verbinden sich miteinander der Papst Petrus II., Staretz Johannes und Professor Pauli. Der Vertreter des kontemplativen östlichen Christentums, Johannes, erkennt als erster den Antichristus, der Bann, der Petrus II. als gesetzliches Haupt der universalen Kirche über den Widersacher Christi verhängt, schliesst ihn aus der Kirche aus, und der Vertreter des evangelischen Christentums, Professor Pauli, erkennt mit den an den Papst gerichteten Worten «Tu es Petrus! Jetzt ist es ja gründlich erwiesen und über jeden Zweifel gesetzt» feierlich an, dass das Prinzip der Freiheit keineswegs die Prinzipien der Überlieferung und der Autorität ausschliesst, sondern erst in Vereinigung mit ihnen die gesegnete Fülle der christlichen Wahrheit ergibt.

Es genügt, die wundervolle Szene in der «Kurzen Erzählung vom Antichristus» zu lesen, um sich der Auffassung anzuschliessen, die einer der bedeutendsten katholischen Denker der Gegenwart, *Theodor Steinbüchel*, im folgenden lapidaren Satz zum Ausdruck gebracht hat:

«Die Ökumene, wie Solowjew sie weltweit in seinem geschichtlichen Sinn für das Besondere im Umgreifenden erschaut, bejaht und empfängt das ganze Christentum in all seiner Gestaltung: die bewahrende Tradition der orthodoxen, die aktiv formende Macht der katholischen, die an Christus sich bindende Gewissensfreiheit der evangelischen Kirche, die una sancta ecclesia in allen.»

Wladimir Szylkarski

Ist Karl Barth's Lehre von der Rechtfertigung katholisch?

Die Schrift von *Hans Küng: «Rechtfertigung, die Lehre Karl Barths und eine katholische Besinnung»*[1] wird unter der modernen Kontroverstheologie einen wichtigen Platz einnehmen. In dieser theologischen Begegnung mit dem anerkannten Meister des heutigen Protestantismus geht es nicht um blosse untergeordnete Randprobleme des ökumenischen Gesprächs, sondern gerade um jene letzten Zentralfragen, die der nähere Anlass der Kirchentrennung im 16. Jahrhundert waren, und die der evangelische Christ heute noch als das Kirchentrennende betrachtet. Überraschend, ja sozusagen ganz unerwartet für K. Barth, aber auch für manchen katholischen Theologen, ist nun das Ergebnis der Studie. Positiv glaubt Küng feststellen zu dürfen: Was Karl Barth (der doch das Protestantische am reinsten durchdacht und in letzter Konsequenz in seiner Dogmatik durchgehalten hat) von der Rechtfertigung sagt, stimmt – unter Verrechnung einiger bedenklicher, aber nicht unerträglicher Wendungen – sachlich und grundsätzlich mit der recht verstandenen Lehre der römischen Kirche überein (192; 205; 224; 269). Negativ kritisiert Küng an Barth seine durchlaufende Ungerechtigkeit gegen die Lehre der römischen Kirche und insbesondere gegen die Väter von Trient (12; 194).

Der protestantische Partner Karl Barth sagt in dem beigedruckten Begleitbrief dazu: «Wenn Küngs Darstellung der katholischen Lehre über die Rechtfertigung tatsächlich die katholische Lehre ist, dann muss ich gewiss zugeben, dass meine Rechtfertigungslehre mit der katholischen übereinstimmt. Ich muss das dann schon darum zugeben, weil die römisch-katholische Lehre ja dann – auch ganz auffallend mit der meinigen übereinstimmt» (11/12). Nebenbei macht K. Barth dem katholischen Verfasser das Kompliment: «Ich gebe Ihnen gerne und dankbar das Zeugnis, dass Sie alles Wichtige, was den bisher erschienenen 10 Bänden der ‚Kirchlichen Dogmatik' zum Thema ‚Rechtfertigung' zu entnehmen ist, nicht nur vollständig gesammelt und nicht nur korrekt, d. h. meinem Sinn gemäss, wiedergegeben, sondern wie durch Ihre bei aller Kürze genaue Darstellung im Einzelnen, so auch durch Ihre zahlreichen geschickten Hinweise auf die grösseren Zusammenhänge schön zum Leuchten gebracht haben. Ihre Leser dürfen sich also zunächst (bis sie mich vielleicht auch selbst lesen werden) daran halten, dass Sie mich sagen lassen, was ich sage, und dass ich es so meine, wie Sie es mich sagen lassen» (11).

Eine katholische Würdigung der vorliegenden Schrift wird sich demnach vor allem darüber auseinandersetzen müssen, ob die vorgetragene katholische Lehre tatsächlich die Lehre der katholischen Kirche ist. K. Barth versichert, dass er selber mit Teilnahme und Spannung der Aufnahme des Buches im katholischen Lager entgegensieht (12).

Zunächst wird man global sagen dürfen, dass Küngs Darstellung die orthodoxe kirchliche Lehre wiedergibt. Wenn sie protestantischen Ohren an manchen Stellen sozusagen neu klingt, so kommt das daher, dass die evangelischen Theologen die kurzgefassten Konzilsdefinitionen und andere autoritative Lehrentscheidungen der Kirche meistens nur isoliert betrachten und darum einseitig hören. Die Konzilsentscheidungen sind meistens aus einer Auseinandersetzung mit der Häresie hervorgegangen. Ihre Aufgabe war es, die bedrohte oder verkannte Wahrheit oder – wie es gewöhnlich der Fall war – das bedrohte Teilstück einer totalen Wahrheit zu beleuchten und herauszustellen. Zum vollen Verständnis müssen deshalb diese Dekrete oder Canones in dem historischen Zusammenhang gesehen und vor allem in dem grossen Ganzen des katholischen Glaubens gelesen und ausgelegt werden. Sonst läuft man Gefahr, sie auch wieder einseitig auszulegen und also misszuverstehen.

Man wird mit Recht erfreut sein können, wenn Barth so un-

[1] Johannes-Verlag, Einsiedeln, 1957, 304 Seiten.

erwartet die Übereinstimmung seiner Lehre mit der katholischen zugesteht. Natürlich besteht dieser Consensus erst in den grossen Linien – was immerhin schon viel bedeutet! Zudem wurde vom katholischen Verfasser versucht, den evangelischen Gesprächspartner möglichst in bonam partem zu interpretieren und mit entgegenkommenden katholischen Stimmen zu konfrontieren. Ein scharfes Weiterfragen hätte da und dort gewiss schon allerhand Unterscheidungen aufgedeckt. Aber es sollte und durfte einmal ein erster Schritt der Begegnung getan werden. Man hat katholischerseits auch Barth da und dort auf Grund momentaner spitzer Formulierungen fälschlicherweise verketzert. Das begonnene Gespräch muss jedoch weitergehen. Vielleicht wird dieses Weiterfragen Diskrepanzen offenbaren, die unter den sehr allgemeinen Formulierungen nur verborgen geblieben sind. Die folgenden «Bedenken» wollen als solche Fragen zu weiterer Klärung dienen.

*

Nach K. Barth wie nach der Lehre des Tridentinum bedeutet die Rechtfertigung des Menschen: Vergebung der Sünden, Einsetzung in das Recht der Kinder Gottes, Einsetzung in den Stand eines Erben des ewigen Lebens. Entscheidend bleibt die zwischen der Reformation und der katholischen Kirche verschieden beantwortete Frage: Bedeutet Rechtfertigung des Menschen nur äussere Gerechterklärung auf Grund der Anrechnung der Gerechtigkeit Christi, oder besagt sie innere, seinshafte, ontische Gerechtmachung? Küng stellt mit grosser Genugtuung fest, dass Barth – mit dem Tridentinum gegen die Reformatoren – eine Rechtfertigungslehre entwickelt, «die sich mit der katholischen deckt» (224). «Der gerechtfertigte Mensch ist wirklich gerecht, er ist es innerlich, in seinem Herzen» (231; vgl. Kap. 14; S. 201; 229).

Meint diese verblüffende Übereinstimmung in Worten aber auch die gleiche Sache?

Küng will vor allem dartun, dass K. Barth mit der katholischen Rechtfertigungslehre darin übereinkommt, dass auch für ihn Rechtfertigung nicht nur äussere Gerechtsprechung, sondern innere Gerechtmachung bedeutet, wodurch also der gerechtfertigte Mensch innerlich, seinshaft, ontologisch ein Gerechter wird.

Als Beleg für diese These bei Barth wird hauptsächlich auf die Kapitel 13 und 14 hingewiesen (cf. 231; 77). Die angeführten Stellen der genannten Kapitel stammen sozusagen gesamthaft aus Traktaten, in denen Barth von der objektiven, aller subjektiven menschlichen Glaubensentscheidung vorausliegenden Gerechtsprechung handelt. Der katholische Theologe würde im gleichen Fall von der allgemeinen Erlösung, oder von der Erlösung der Menschheit, von der Erlösung der Welt im Tode Christi reden.

Die katholischen Stimmen jedoch, auch das Tridentinum, haben da, wo sie von der seinshaften, inneren Rechtfertigung oder Gerechtmachung des Sünders reden, offenkundig die subjektive Rechtfertigung, in der das von Christus objektiv erwirkte und angebotene Heil durch die Glaubensentscheidung des Menschen angeeignet wird, im Auge.[2] Man lese z. B. die von Küng auf Seite 231 im Zusammenhang mit den Kapiteln 13 und 14 genannten zwei Denzingerstellen, in denen von der «voluntaria susceptio gratiae» (von der freien Übernahme der Gnade) oder von dem «Bad der Wiedergeburt» die Rede ist. Es werden also zum Beweis der gemeinsamen These Stellen aus theologisch klar zu unterscheidenden Ordnungen angeführt. Um aber eine Übereinstimmung zwischen katholischer und Barthscher Rechtfertigungslehre feststellen zu können, müsste der objektive Rechtfertigungsbegriff der katholischen Glaubenslehre mit dem objektiven der Barthschen Dogmatik verglichen werden. Dasselbe müsste mit dem subjektiven geschehen.

[2] Wie weit schon in der Erlösung Christi am Kreuz etwas seinshaft anders geworden ist für die ganze Menschheit, ist eine Frage für sich (cf. IV, 2, 428; IV, 1, 840).

Küng vermerkt zwar selber, dass Barth unter Rechtfertigung primär den Richterspruch Gottes in Christi Tod und Auferstehung versteht (228), ja im allgemeinen das Wort Rechtfertigung nur für diesen Gerichtsakt Gottes braucht, während das Tridentinum unter Rechtfertigung primär die Heilsaneignung, den subjektiven Rechtfertigungsvorgang im Menschen meint (228ff.). Nur glaubt der Autor, dass allein die Akzente verschieden gesetzt seien. Barth wisse neben der objektiven Rechtfertigung auch um die subjektive (Kap. 17), und das Tridentinum wisse neben der subjektiven auch von der objektiven Rechtfertigung (die jedoch den Reformatoren gegenüber weniger betont werden musste, in der Verkündigung und Theologie der Kirche aber das Fundament der Rechtfertigung bilde). Wenn Küng gerade letzteres mit Recht betont und glanzvoll herausgearbeitet hat, so möchte uns scheinen, dass die Trennungslinie zwischen subjektiver und objektiver Rechtfertigung bei Barth so sehr anders gezogen wird, dass seine Rechtfertigungslehre kaum mehr mit der katholischen zur Deckung kommen kann. Wegen dieser andern Trennungslinie bezeichnet dieselbe Aussage eben nicht dasselbe. Wenn z. B. Barth – die Reformatoren selber weit hinter sich lassend – behauptet, dass schon dort, in der allgemeinen Erlösung der Welt, der Mensch, alle Menschen, innerlich, seinsmässig, ontologisch gerechtfertigt wurden, dann dürfte dies etwas anderes meinen als das «innerlich», «seinsmässig» im katholischen Rechtfertigungsbegriff.

Einige mit der Rechtfertigungslehre innerlich verbundene «Lehrsätze» K. Barths bestärken uns in dieser Vermutung:

Der gerechtfertigte Sünder

Nach katholischer Lehre sagt das Wort von der innern, seinsmässigen, ontologischen Rechtfertigung des Menschen, dass der Mensch von seiner Sünde so befreit wird, dass die Sünde ihm nicht nur nicht mehr von Gott angerechnet wird, sondern dass der Mensch durch Gottes schöpferische Gnade im Herzen von der Sünde soweit frei wird, dass er instandgesetzt wird, in der Kraft der Rechtfertigungsgnade im neuen Leben zu wandeln. Wenn auch der Gerechtfertigte erst jenseits des Todes vollständig von jeder lässlichen Sünde frei sein wird – wir müssen hienieden immerdar beten: «Vergib uns unsere Schuld!» –, so will die katholische Glaubenslehre doch dartun, dass der Mensch als Kind Gottes nicht mehr unter der knechtenden Macht der schweren Sünde, die von Gott vollständig trennt, steht.

Karl Barth leugnet jede Unterscheidung von lässlicher und schwerer Sünde rundweg (IV, 2, 556ff.). Er ist darin noch radikaler als die Lutheraner! Darum ist nach ihm auch der Wiedergeborene zugleich schwerer Sünder, und zwar «ganz» und «immer» und «total», «vom Kopf bis zum Fuss» (IV, 1, 643, 664; IV, 2, 646f.; II, 2, 846). Der Mensch ist beides, ganz Sünder, ganz Gerechter «in konträrem Gegensatz» (IV, 2, 647). Noch ganz im Tode von der Vergangenheit her (er ist noch Fleisch!) und schon ganz lebendig von der Verheissung Gottes her (IV, 1, 664; 667).

«Die Abneigung, die Furcht vor der Härte dieses Gegensatzes wäre eine schlechte Lehrmeisterin» (IV, 2, 647). Ist hier die «innere, seinshafte» Erneuerung des tridentinischen Rechtfertigungsbegriffes noch gewahrt? Ist man hier nicht näher der «Imputationslehre», die vom Tridentinum gerade deshalb verurteilt wurde, weil sie die innere Erneuerung leugnete?

Die Umkehr des Menschen

Das Tridentinum spricht bei der Rechtfertigung von der Versetzung (translatio) des Menschen aus dem Stand der Sünde in den Stand der Gnade. Diese Versetzung ist ein Geschehen, das sich hier und heute, zusammen mit bestimmten subjektiven Akten des umkehrenden Menschen, abspielt.

Barth leugnet jeden Ordo salutis, wie ihn noch die altprotestantische Dogmatik lehrte. Es gebe keine zeitliche Abfolge, in der der Hl. Geist seine Wirkungen, die Auswirkungen der dort und damals auf Golgotha vollbrachten Versöhnung – heute und hier im Menschen durch seine Berufung, Erleuchtung, Wiedergeburt und Heiligung hervorbringe, auf die der Mensch in einer Abfolge von seelischen Bewegungen und Akten antworte. Es gebe keine objektive Heilsbeschaffung dort und damals und eine subjektive Heilsaneignung hier und heute (IV, 2, 568f.). Rechtfertigung ist kein im menschlichen Subjekt sich vollziehender Prozess (IV, 1, 696) und keine Umkehr «in Etappen» (IV, 2, 630, 647). In Christus sei alles vollbracht. Von diesem Perfekt aus müsse man den fröhlichen Mut haben, weiter zu denken. Im Tode Christi ist unsere Wiedergeburt geschehen (IV, 2, 406; 323f.). Den Übergang vom alten zum neuen Menschen kann man nur vollzogen finden (IV, 1, 635). Der Indikativ: «Ihr seid eine neue Kreatur» geht dem Imperativ: «Ziehet den neuen Menschen an!» immer voraus. Was unsererseits noch aussteht, ist nur die Bezeugung dieser Tatsache durch eine ihr entsprechende Denkweise und Willensrichtung (IV, 2, 330; vgl. «Die Wirklichkeit des neuen Menschen», «Theol. Studienreihe», Heft 27).

Der Glaube

Von dieser Sicht des «Es ist vollbracht!» bekommt auch der Glaubensbegriff Barths einen ganz eigenen Akzent. Barth beklagt sich einmal, dass R. Bultmann den Glauben auflöse in Gehorsam, in welchem der Christ in der Nachfolge Christi der Welt und sich selbst zu sterben hat (IV, 2, 570). Der Glaube ist bei Barth in einer auffallenden Betonung nur Zeugnis dessen, was schon geschehen ist. Glaube ist Funktion des Erkennens einer Sache, die schon längst da war. «Glaube ist die simple Entdeckung des Kindes, dass es sich schon im Hause des Vaters befindet» (IV, 1, 836f.; 829). Glaube ist nur noch das Öffnen des Auges (IV, 2, 461; 406, 428). Glaube ist das Geltenlassen in unserem Leben, dass der Mensch in Christus schon umgekehrt ist (IV, 2, 413; IV, 1, 543). Der Glaube ist das Ja zu dem objektiven, realen, ontologischen Tatbestand (IV, 1, 835f.). Wo Barth einmal das Wort vom schöpferischen, kreatorischen Charakter des Glaubens spricht, so liegt das Kreatorische allein darin, dass im Christen die Bezeugung der in Christus geschehenen Veränderung actu geschieht (IV, 1, 840). Der Entscheidungscharakter des Glaubens wird bewusst als unwichtig oder als nicht so wichtig erklärt (cf. IV, 2, 406). Ob Joh 3, 16ff. hier zu seinem Rechte kommen kann?

*

Es bleibt das Verdienst der Arbeit von Küng, in Auseinandersetzung mit Barth grosse Missverständnisse in der Auslegung des Tridentinums zerstreut und die katholische Rechtfertigungslehre einmal in den grossen Zusammenhang gestellt zu haben. Man möchte jedem protestantischen Theologen das Buch in die Hand drücken. Der katholische Leser wird aus der Konfrontation mit Barth und seinen Anliegen manche «vergessene Wahrheiten» wieder klarer sehen oder neu entdecken. Wir haben jedoch ernste Bedenken, Karl Barths Rechtfertigungslehre als solche schon für katholisch zu halten.[3] Karl Barth müsste sich schon von neuem und noch genauer über wesentliche Anliegen des Tridentinums äussern.

A. Ebneter

[3] Gelegentliche sehr katholisch klingende «Nebensätze», die sich in den rund 7850 Seiten der «Kirchlichen Dogmatik» eingestreut finden, müssen doch immer im Zusammenhang mit den eigentlichen «Hauptsätzen» gehört werden.

Neutrales Oesterreich

Will man hierzulande von einem Zeitgenossen aussagen, er sei einer, mit dem es leicht ist, gut auszukommen, dann wird er als «neutraler Mensch» bezeichnet. Sich nicht in fremde Händel mischen, keinen unnötigen Eifer an den Tag (oder an die Nacht) legen, seine Ruah zu haben und Ruhe zu geben, solange man nicht aus ihr brutal aufgeschreckt wird, Gegensätzen die Spitze abzubrechen, ohne dabei seine Überzeugung zu verleugnen, das alles sind liebenswürdige Eigenschaften des österreichischen Wesens, die nicht nur im privaten, sondern auch im öffentlichen Leben immer wieder sich bewähren. Nicht umsonst war der «Ausgleich» ein Grundbegriff des österreichischen Staatsrechts und Kompromisse sind nach wie vor die erprobte Lösung jeder auftauchenden politischen Schwierigkeit. Derlei verbindliche Art prädestiniert die Österreicher und ihr Land zur Rolle des völkerverbindenden Mittlers. Von allen diesen Tatsachen haben wir in den scheinbar wenig bewegten, doch hinter den Kulissen, wie die Zukunft zeigen wird, ereignisreichen Monaten des diesjährigen Frühjahrs mannigfache Beweise erhalten.

Da war zunächst der wichtige innenpolitische Entscheid über die Nachfolge Körners als Bundespräsident. Anderwärts hätte ein Wahlkampf zwischen den Kandidaten zweier in einer Koalition verbündeten Parteien zum Bruch dieser Gemeinschaft geführt. Das um so mehr, als er sich, je länger umso deutlicher, zum persönlichen Duell zwischen dem von Bundeskanzler Raab auserkorenen ausserparlamentarischen Gelehrten Professor Dr. Denk und dem als Parteichef der SPÖ auftretenden Vizekanzler Dr. Schärf abspielte.

Auf dem Papier schien der Erfolg des berühmten Chirurgen Denk gesichert. Die ÖVP und die bei der Wahl des Staatsoberhaupts mit ihr verbündete, sonst oppositionelle FPÖ verfügten bei den Nationalratswahlen von 1956 über eine Majorität von 217 000 Stimmen gegenüber SPÖ und KPÖ. Man erwartete, Denk werde die Anhängerschaft der das Deutschnationale in den Vordergrund rückenden FPÖ fast vollzählig für sich gewinnen, viele Kommunisten würden jedoch, dem Beschluss ihrer Parteileitung zum Trotz, dem westlich gesinnten Vizekanzler die Gefolgschaft verweigern. Die sorgsame Analyse des Wahlergebnisses enthüllte aber nicht nur die, relativ knappe, Mehrheit von rund 100 000 Stimmen zugunsten Schärfs, sondern auch den bemerkenswerten Sachverhalt, dass Denk in der sozialistischen Hochburg Wien gut abgeschnitten hat – Stimmenzuwachs der ÖVP-FPÖ 53 000, Verlust der SPÖ-KPÖ 24 000 –, dass im Westen, besonders in einigen Bezirken Oberösterreichs und im grössten Teil der Steiermark, Schärf stärkere Anziehungskraft ausübte als sein Gegenkandidat. Nun sind eben diese Gegenden als Hauptstützpunkte der einst mit der Hitlerbewegung und stets mit extremem deutschem Nationalismus sympathisierenden Elemente bekannt. Ungeachtet beschwichtigender Erklärungen der vom Wahlresultat peinlich überraschten Leader der FPÖ geht der Triumph Schärfs nicht nur auf lückenlose, wie sich Raab in einer missmutigen Ansprache unmittelbar nach der Abstimmung ausdrückte, «Schützenhilfe» der Kommunisten zurück, sondern auch auf die Haltung vieler FPÖ-Leute radikal kirchenfeindlicher Gesinnung, denen ein antiklerikaler Sozialist lieber war als ein, sogar vom deutschnationalen Standort aus einwandfreier, Tatkatholik wie Denk.

Sozialisten und Kirche

Schon nach wenigen Tagen entpuppten sich nun die Erwägungen und die Befürchtungen wie auch die von Extremisten gehegten Hoffnungen aus der Zeit des Wahlkampfes als irrig. Die Verärgerung in einigen – nicht in allen – Kreisen der ÖVP wich nüchternerem Urteil; die SPÖ-Führer liessen zwar vor

ihrem Parteivolk die fälligen Jubelhymnen ertönen, gebärdeten sich aber «in camera caritatis» vernünftig und massvoll. Und man sah vor allem eine grosse Wandlung sich vollziehen, die schon seit einigen Jahren sich vorbereitet hatte, die aber gerade an der Person Schärfs einen Widersacher zu haben schien: das Verhältnis der Erben der einst so aggressiv freidenkerischen Sozialisten Österreichs zur Kirche und zu den Gläubigen befindet sich in völligem Umbruch. Symptome davon hatte man ja wiederholt notiert: die Anwesenheit der SPÖ-Minister bei kirchlichen Feiern, wie bei der Inthronisierung des Wiener Erzbischofs, die Rückkehr des als praktizierender Katholik notorischen Dr. Tschadek in die Regierung und die religiöse Umkehr eines zweiten SPÖ-Ministers, des Trägers des Innenressorts, Helmer; das mit grösstem kirchlichem Prunk gefeierte feierliche Leichenbegängnis des sozialistischen Bundespräsidenten General Körner; die öfteren Kontakte zwischen Nuntius Delle Piane und Erzbischof König einerseits, sozialistischen Führern anderseits; endlich die Haltung der als Sprachrohr der «Rotenturmstrasse» angesehenen, einflussreichen Wochenschrift «Die Furche» und allerlei Äusserungen des früher scharf antiklerikalen Zentralorgans der SPÖ, der «Arbeiterzeitung» (in der freilich mitunter auch der alte Ungeist herumspukt... und herumspuckt). Es war klar, dass die Partei eine Entwicklung in der Richtung zu einem österreichischen Labour anstrebte; vordringlich aus taktischen Gründen, um die Mehrheit im Nationalrat und den Vorsitz in der Bundesregierung zu erringen, doch nicht nur deshalb, sondern auch aus ehrlichem Streben, mit der Kirche einen dauernden Frieden zu schliessen und, indem Scharen gläubiger Menschen in die Partei einströmen, diesen zugleich Einfluss auf Programm und Verhalten der SPÖ einzuräumen.

Die Dinge liegen in Österreich durchaus anders als etwa in Deutschland. Hier hat die Kirche grundsätzlich auf jede enge Verknüpfung mit einer Partei verzichtet. Der Katholizismus und seine berufenen Führer, der Episkopat, fordern zwar ein entscheidendes Mitspracherecht in allen die Freiheit der Kirche betreffenden Angelegenheiten, bei der Gestaltung des Eherechts, der Erziehung, der charitativen Tätigkeit, der öffentlichen und der privaten Moral; sie begnügen sich aber damit, von Mandataren und Wählern die Achtung ebendieser Begehren zu verlangen. Jede Partei, die sich dazu programmgemäss verpflichtet, kann alsdann Anhänger unter den Gläubigen finden, die als Staatsbürger in ihren politischen Entscheiden frei sind. Es ist durchaus denkbar, dass kirchliche Autoritäten den Katholiken raten, sich für eine dem christlichen Standpunkt nähere Gruppe gegen eine ihm fernere zu entscheiden (wie das z. B. in Polen im letzten Januar der Fall gewesen ist). Wenn der österreichische Sozialismus in den wichtigsten Hauptfragen dem von der Hierarchie offen dargelegten Standpunkt Rechnung trägt, dann könnten, doch nur in diesem sehr hypothetischen Falle, Katholiken für die SPÖ stimmen, ohne in Gewissenskonflikte zu geraten oder ohne, was schon jetzt häufig geschieht, formell gegen ein kirchliches Verbot zu verstossen.

Wir wissen nicht, wie sich die Lage weiter entwickeln wird. Vizekanzler Pittermann, der nunmehrige Führer der SPÖ, ist persönlich ein gläubiger Protestant; er hat öffentlich und im vertrauten Gespräch wiederholt betont, alles dransetzen zu wollen, um eine Verständigung mit dem Episkopat zu erzielen und mit dem Heiligen Stuhl zu einem neuen, beziehungsweise zu einem den jetzigen Gegebenheiten angepassten Konkordat zu gelangen. Dass allerdings im Schosse der Partei viele Gegenkräfte bemüht sind, derlei Ergebnis zu verhindern, darf nicht verschwiegen werden. Vorzeitiger Optimismus ist darum ebenso verfehlt wie verfrühter Pessimismus.

Jedenfalls ist am 18. Juni ein siebengliedriger Ausschuss des Ministerrats eingesetzt worden, der die Pourparlers mit den Vertretern der Kurie führen wird und dem die Gesamtheit der mit dem Konkordat zusammenhängenden Probleme anvertraut ist. Dieser Abordnung gehören vier ÖVP-Männer – Bundeskanzler Raab, Aussenminister Figl, Unterrichtsminister Drimmel, Finanzminister Kamitz – und drei SPÖ-Politiker an – Vizekanzler Pittermann, Justizminister Tschadek und Sozialminister Proksch.

Wirtschaftliche Fragen

Nicht nur die heiklen weltanschaulichen Fragen werden zwischen den beiden Koalitionspartnern erörtert und zuletzt in Minne durch den landesüblichen Ausgleich erledigt, wobei im Grunde fast immer die österreichischere, also die vernünftigere, unideologische, lebensnahe und der Tradition wie den Zeitbedingtheiten gemässe Lösung obsiegt: es stehen auch wieder eine lange Reihe wirtschaftliche und rein-politische Probleme zur Diskussion. Die SPÖ muss zwar, um ihrer Lehre treu zu bleiben und um nicht einen Teil der Wähler sei es an die KPÖ, sei es an die FPÖ zu verlieren, dem Kamitz-Kurs widerstreiten; sie tut das aber in so zahmer Weise, dass man wohl erkennt, wie sehr die klugen Führer der Partei dem genialen Leiter der österreichischen Wirtschafts-Sanierung zustimmen. Sie haben in der Angelegenheit der Volksaktien den Widerstand aufgegeben und sie können noch weniger gegen Kamitz' Steuerpolitik ununterbrochener Senkung der Abgaben Sturm laufen. Vizekanzler Pittermann hat in einer Rede Kamitz, der in diesen Tagen seinen 50. Geburtstag beging und aus diesem Anlass von Schärf warm beglückwünscht wurde, ein vielbeachtetes Lob gespendet. Über das Staatsbudget werden heuer kaum so heftige Auseinandersetzungen stattfinden wie in früheren Jahren. Die Konjunktur hält an, der Arbeitsmarkt zeigt einen befriedigenden Anblick. Wenn auch einzelne Industriezweige Stockungen beklagen, blühen andere weiter empor, so alles, was mit dem stetig wachsenden Fremdenverkehr zusammenhängt. Neue Exportwege eröffnen sich nach dem Nahen und nach dem Fernen Osten. Das Lebensniveau der Bevölkerung bessert sich von Jahr zu Jahr. Man ermesse das an der stürmisch emporschnellenden Zahl der Privatautomobile, an der vermehrten Konsumtion von Lebensmitteln, von Luxusartikeln, an der Völkerwanderung, die sich jeden Sommer aus Österreich in die benachbarten Länder ergiesst oder die heimischen Erholungsorte überflutet, an der Kleidung der Leute und an den reichen Auslagen der Geschäfte. Kurz und gut, man ist bei guter Laune, die ja im Ernst nur durch den Alarm im vorigen Herbst, während der ungarischen Erhebung, gestört worden ist.

Das neue Heer

In dieser freundlichen Atmosphäre vollzieht sich auch die, ach so umgrenzte, Aufrüstung des neuen Bundesheeres, das in erstaunlich kurzer Frist den ihm zugewiesenen, bescheidenen Rahmen ausgefüllt hat. Die Armee ist populär. Alles was man über sie und über den in ihr waltenden Geist vernimmt, trägt dazu bei, ihr und ihrem Offizierskorps Sympathien zu verschaffen. Auch auf diesem Sektor bewährt sich das Zweiparteiensystem; denn die österreichische SPÖ ist militärfromm. Der dem sehr tüchtigen Heeresminister Graf, einem ÖVP-Politiker, beigesellte SPÖ-Mann, Staatssekretär Stefani, ist ein schneidiger Offizier. Es war aber besonders bezeichnend, und wiederum ein österreichisches Spezifikum, dass die erste Parade des jungen Heeres aus Anlass der Amtsübernahme des sozialistischen Bundespräsidenten Schärf, am 22. Mai, abgehalten wurde. Der Ansatz zu einem mustergültigen Heer ist vorhanden. Und nicht nur die ÖVP, sondern auch die SPÖ tun das Möglichste, um dessen Verteidigungsmöglichkeiten, wenigstens während der ersten Tage einer etwaigen Verletzung der Neutralität, zu sichern. Gesten, wie die Anwesenheit Schärfs bei der Eröffnung der der k. u. k. Armee unter Franz Joseph I. gewidmeten neuen Säle des Heeresmuseums verdienen Aufmerksamkeit und Beifall. Österreich soll und will und muss seine Neutralität, und mit ihr seine Eigenstaatlichkeit, verteidigen.

Allerdings unternimmt es alles, um zu verhüten, dass es in derlei Notwendigkeit versetzt werde.

Und damit haben wir das dominierende Leitmotiv der Wiener Aussenpolitik genannt: bei aller Entschlossenheit, seine Zugehörigkeit zum Abendland zu bewahren, freundliche Nachbarschaft mit allen angrenzenden Staaten, gute Beziehungen mit jedermann, Frieden und, wo immer, wann immer das gewünscht wird, vermittelnde Tätigkeit zwischen Staaten, die einen wahrhaft ehrlichen Makler suchen, um einander näher zu kommen.

Wien, ein Laboratorium des Friedens

Wir wissen nicht, was der eigentliche Zweck des Besuchs gewesen ist, den der Erste stellvertretende Ministerpräsident der UdSSR, Anastas Ivanovic Mikojan, vom 23. bis 27. April 1957 Österreich abgestattet hat. Doch er dürfte kaum nur dazu gekommen sein, um den «Rosenkavalier» in der Wiener Staatsoper zu bewundern, um sich die Kaiservilla in Ischl anzusehen und dabei mit einer richtigen Erzherzogin ein Glas Bier zu trinken, nicht einmal um die grossartigen Tauern-Kraftwerke zu inspizieren und danach den Österreichern ein Wohlverhaltenszeugnis auszustellen. Sogar die immerhin schwerwiegende Erklärung, die österreichische Nation werde ihre friedliche Arbeit fortsetzen können, selbst wenn irgendein unglückseliger Krieg zwischen den Weltmächten ausbräche, hätte verkündet werden mögen, ohne dass sich die Sowjet-Exzellenz bis nach dem fleissigen Westen der Alpen-Donau-Republik strapazierte. Es dürften also wichtigere Angelegenheiten gewesen sein, die den Moskauer Staatsmann zu jener, schon für den vorigen Oktober geplanten, dann wegen der ungarischen Ereignisse verschobenen, Reise bewogen. Wir werden nicht viel Kopfzerbrechen brauchen, um da allerlei Zusammenhänge zu enträtseln.

Wir wissen, dass Mikojan eigentlich auch nach Bonn hätte kommen sollen (oder wollen) und dass es damit Essig wurde. Dass ferner zwischen der Österreich-Tour des Kreml-Gewaltigen und der, seit Monaten kalendarisch festgelegten, Ankunft Adenauers in Wien knapp vierzig Tage lagen. Wir wissen endlich, dass sich Raab, Pittermann, Figl und Kreisky diesen Herbst zu einem Staatsbesuch nach Moskau begeben sollen. Es bedarf also keiner grossen Phantasie, um zu vermuten, dass dem Wiener Ballhausplatz zum mindesten die Aufgabe eines diplomatischen Umschlagplatzes zugedacht ist. Hier werden Informationen ausgetauscht, die den direkten Weg verschmähen. Hier trachten die Partner eines stockenden deutsch-sowjetischen Gesprächs Genaueres über Absichten und Ansichten des eventuellen Partners zu erfahren. Hier werden endlich beiderseits Möglichkeiten und Unmöglichkeiten erprobt und studiert, die sich im kleineren Rahmen bewährt oder als unanwendbar bezeigt haben. Man hat einst von Österreich als von einer Versuchsstation für den Weltuntergang gesprochen. Heute ist es glücklicherweise ein Laboratorium, in dem die friedlichen Methoden der weltpolitischen Alchemie geprüft werden.

Die nunmehr gesicherte Niederlassung der internationalen Atombehörden in Wien trägt sehr dazu bei, dass derlei Auftrag an Österreich alle Aussicht auf Dauer besitzt. Nach New York und neben Genf wird die einstige Kaiserstadt an der Donau nun zum dritten Mittelpunkt einer den Erdball umspannenden, das Schicksal der Menschheit bestimmenden Organisation. Selbstverständlich sind mit diesem Kernproblem die wesentlichen Fragen der österreichischen Aussenpolitik und damit die bei Adenauers Anwesenheit berührten Themen nicht erledigt.

Von ihrer Vielfalt durfte man sich schon auf dem Halbdutzend Empfänge und grösseren Veranstaltungen ein Bild machen, die aus Anlass des Staatsbesuchs des deutschen Bundeskanzlers stattfanden. Im Vordergrund stand begreiflicherweise das deutsch-österreichische Verhältnis. Und da hat Adenauers unverwüstliche Meisterschaft, im grösseren wie im engsten Kreise mit wenigen Worten viel und mit vielen nichts zu sagen, ebenso entzückt wie imponiert und jedenfalls den besten, nachhaltigsten Eindruck gemacht. Angebahnt durch Brentanos Wiener Besprechungen, gefördert durch Raabs Reise nach Bonn und nun, dank der erzielten Einigung über die deutschen Vermögen in Österreich und über die österreichischen Gegenforderungen an die Bundesrepublik Deutschland, von jeder lastenden Hypothek befreit, kann sich das freundschaftliche Zusammenwirken der beiden durch Geschichte, Kultur und Sprache miteinander so eng verknüpften Staaten fortan auf das günstigste gestalten. Adenauer hat durch klare Formulierung der Grundlagen dieser, sich in den grösseren europäischen Rahmen einfügenden, Gemeinsamkeit das gegenseitige Verhältnis davor bewahrt, irgendwie zweideutig aufgefaßt zu werden: es handelt sich um das Miteinander zweier unabhängiger Länder, deren jedes eine seinen besonderen Bedingungen entsprechende auswärtige und innere Politik betreibt, die aber weithin jede Chance gegenseitiger Hilfe und fruchtbarer Kooperation ausnützen wollen.

So muss die österreichische Neutralität keineswegs dem deutschen Grosstaat, mit seinen eigenen Voraussetzungen, zum verpflichtenden Vorbild dienen; die Wiener schwarz-rote Koalition lässt sich nicht mechanisch nach Bonn übertragen. Österreich wird seinerseits gegenüber einigen Volksdemokratien eine andere Stellung einnehmen, als dies vom westdeutschen Standort aus geboten scheint. Die Beziehungen zur Sowjetunion sind von Wien aus unter anderem Gesichtswinkel zu betrachten, als aus der Bonner oder Westberliner Perspektive. Der Klein-Mittelstaat Österreich hat einen engeren weltpolitischen Horizont als die deutsche Bundesrepublik, die nach Afrika, Asien und Amerika hinüberblickt, um dort wieder diplomatische Anknüpfungspunkte zu erspähen. Wien begnügt sich, exotischen Gästen seine Kulturstätten zu zeigen, sie zu umschmeicheln und dabei dem Aussenhandel neue Wege zu bereiten.

Zuletzt noch dieses: ungeachtet des Prinzips der Nichteinmengung in die Angelegenheiten anderer Staaten, das von Adenauer und Raab auch in den Wiener Gesprächen zum Ausdruck kam, darf eine inoffizielle Seite der Österreich-Fahrt des deutschen Bundeskanzlers nicht unerwähnt bleiben. Er hat zweifellos mit Raab, als dem Führer der ÖVP, die gemeinsamen Probleme der christlichen Demokraten erörtert und... er hat feststellen dürfen, dass er mit den österreichischen SPÖ-Politikern von Format in weit mehr Dingen entweder der gleichen Ansicht ist oder Wege zur Übereinstimmung besitzt, als mit den bundesdeutschen Sozialisten. Ob aus dieser, in Wien vielvermerkten, Tatsache praktische Folgerungen gezogen werden, vermögen wir nicht zu sagen – – –

Ebenso grosses Geheimnis waltet über die Fernwirkungen, die der vorjährige Besuch des USA-Vizepräsidenten Nixon und dessen Gegenstück, die mehrwöchige Reise des Finanzministers Kamitz nach Amerika, ausgelöst hat. Von einigen unmittelbaren wirtschaftlichen Ergebnissen dieser Pilgerfahrt des österreichischen Wirtschaftswundermanns ins Mekka des Kapitals und an kleinere Wallfahrtsstationen, zum Beispiel Paris, von Resultaten, die erreicht und von anderen, die nicht erlangt worden sind, haben wir manches vernommen. Über politische Absprachen hüllt sich der Ballhausplatz in lobenswürdiges Schweigen. Mit vollem Recht; denn sollte Österreich auch zwischen Moskau und Washington in ähnlicher Weise eine diskret vermittelnde Rolle spielen wie zwischen Bonn und dem Kreml, wäre Zurückhaltung noch mehr am Platz. Einen Fingerzeig dafür, dass Wien mit den Gesprächen zwischen den beiden führenden Weltmächten etwas zu tun haben dürfte, erblicken wir in der Berufung des vortrefflichen bisherigen USA-Botschafters Thompson, der von Österreich nach der UdSSR versetzt wurde.

Das milde Klima der «aktiven» österreichischen Neutralität wird offenbar zur wertvollen Exportware, sobald man es draussen, in weiteren, rauheren Breiten, statt mit die Luft verpestenden Mordbomben-Experimenten mit ernsthaften Proben zu einer Entgiftung der Atmosphäre versucht. Es gehört allerdings zur Wiener Aura dazu, dass man derlei Bemühungen stets mit der gebotenen Skepsis entgegensieht.

Prof. Dr. Otto Forst de Battaglia

Freiheit und Autorität

Vorbemerkung: Das hier angeschnittene Thema möchten wir als eine erste Information unserer Leser, verbunden mit einer ersten Stellungnahme eines Laien angesehen wissen. Diese in Frankreichs katholischen Kreisen viel Beachtung findenden Ereignisse, die auch grundsätzliche Hintergründe haben, rufen jedoch einer noch ausführlicheren Darlegung, die wir in der nächsten Ausgabe dieser Zeitschrift zu bringen hoffen. (D.R.)

Von der Freiheit zur Autorität

Gab es jemals einen grossen Kunstschöpfer, der der Freiheit entbehren konnte? – Nein! Für ihn ist die Freiheit nicht nur eine absolute Lebensnotwendigkeit, sondern auch das erste Erfordernis für die Entwicklung seiner Schöpferkraft.

Die Schöpferkraft aber ist von der Leidenschaft nicht zu trennen. Es gibt keine wahre Kunstschöpfung, die nicht aus der tiefen Kenntnis menschlicher Leidenschaften beinahe vulkanartig hervorbricht. Wo aber die Leidenschaft ins Schöpferische drängt, ist Eros am Werk und mit ihm bemächtigt sich des Künstlers die dramatische Wucht von Gut und Böse. Kein Kunstschöpfer wird darum herumkommen, sich mit ihnen auseinanderzusetzen. Gerade diese innerste Auseinandersetzung aber bedarf der absoluten Freiheit, denn nur in ihr vermag der Künstler den für ihn entscheidenden Ausdruck seines tiefsten, innerlichsten Anliegens zu geben.

Wieso kommt es nun aber, dass so manche kraftstrotzende, an die Freiheit gewohnte grosse Künstler und Philosophen den Weg zur autoritativen katholischen Kirche finden, die, wie so oft behauptet wird, der mündig gewordenen Persönlichkeit zu negativ gegenübersteht? Ich nenne nur einige, die mir gerade in den Sinn kommen: Charles Péguy, Léon Bloy, Jaques Maritain, Henri Bergson, Bernanos, Paul Claudel, Sigrid Undset, Chesterton, Graham Greene, Elisabeth Langgässer, Evelyn Waugh usw. Niemand wird bestreiten können, dass es sich hier um Vollblutmenschen handelt, die in der Weltliteratur einen ersten Platz einnehmen. Niemand wird behaupten können, dass sie sich von der Mündigkeit in die Unmündigkeit begaben, um dann Traktätchen-Schreiber zu werden. Niemand würde die Feststellung wagen, dass nach ihrer Konversion ihre künstlerische Leidenschaft erlosch, dass ihre Kunst blutleer und farblos wurde. Warum gingen aber diese alle Leidenschaften kennenden Künstler den umgekehrten Weg, nämlich den von der absoluten Freiheit unter die Autorität der katholischen Kirche mit ihrem Credo und ihren ehernen Dogmen? War es das, was Goethe in die Worte kleidete: «Die Kunst ruht auf einer Art religiösem Sinn, auf einem tiefen, unerschütterlichen Ernst, deswegen sie sich auch so gern mit der Religion vereinigt»? Oder ist es das, was Robert Saitschick in seinem hervorragenden Werk «Kunstschöpfer und Kunstschaffen» betont: «Jede Tragödie Shakespeares beruht auf einem Schauen in die Tiefen des Daseins; diese Tiefen aber werden vom Dichter des Tragischen nicht etwa aufgesucht, sondern er wird wie durch eine geheimnisvolle Macht, die stärker ist als aller Wille und alle Überlegung, zu ihnen hingeführt» (Verlag R.F. Edel, Marburg, 1957)?

Sicher ist, dass es sich in erster Linie um den tiefen, innersten Zusammenhang von Religion und echter Kunst handelt, was Haydn von seiner «Schöpfung» auch sagen lässt: «Das kommt nicht von mir, das kommt von oben.»

Aber diese Erklärung genügt nicht. Anscheinend sollte dem den Kunstschöpfern innewohnenden religiösen Gefühl jede andere Kirche oder Sekte viel mehr entsprechen, als die von Dogmen umhegte, autoritative katholische Kirche. Und doch: gerade weil der wahre Kunstschöpfer stets unter der dramatischen Wucht von Gut und Böse steht, weil er aus innerstem Erleben und daher aus tiefster Kenntnis aller menschlichen Leidenschaften sein Werk schafft, sind ihm auch in einer viel intensiveren Weise als dem gewöhnlichen Menschen die niederreissenden, vernichtenden Kräfte des Bösen gegenwärtig. Gerade weil er durch die von ihm selbst geschaffenen Gestalten oft an den Rand des Abgrundes geführt wurde, öffnet das ihm innewohnende religiöse Gefühl die Aussicht auf eine höhere Ordnung mit ihrer unantastbaren Autorität. Und niemand versteht besser als der geniale Kunstschöpfer, dass diese höhere Ordnung hienieden auf ehernen Gesetzen ruhen müsse, denen der Mensch zu gehorchen hat, will er nicht der Spielball vergänglicher Ideale oder gar der seiner eigenen Leidenschaften werden. Abgesehen von der persönlichen Umwandlung des rein religiösen Gefühls in einen festumrissenen religiösen Glauben ist es diese Erkenntnis, die diese Kunstschöpfer den Weg zur katholischen Kirche nehmen liess. Jener Kirche, die von jeher der Kunst in beinahe naturbedingter Weise so nahe stand, dass die grössten Epochen religiösen Erlebens zusammenfielen mit den grössten Epochen künstlerischen Schaffens. Es war die Freiheit und die Autorität des Schöpfers, die sein Ebenbild, den schöpferischen Menschen, umso mehr inspirierte, als dieser von ihm begnadet wurde. Und es ist die Gnade, die dem Kunstschöpfer den tiefen Sinn des Gehorsams lehrte, durch den allein sich der einzige Weg auf die unantastbare Freiheit öffnet, durch die, wie der verlorene Sohn, der Mensch wieder in die Arme des Vaters zurückgeführt wird.

*

Die gläubige Jugend

Ein umgekehrter Prozess, d.h. eine Loslösung von der Autorität der Kirche in die «Freiheit», erregt heute weite Kreise des katholischen Frankreichs durch die Demission von über 80 Führern der Spezialverbände der Katholischen Aktion für die studierende Jugend. Wohlverstanden: sie traten nicht aus diesen Verbänden aus und noch weniger wandten sie sich von der Kirche ab, aber sie glaubten, die Verantwortung der Führung ihrer Verbände nicht mehr weitertragen zu können, angesichts der Ende letzten Jahres erlassenen einschränkenden und festumgrenzten Vorschriften des Episkopats.

Es würde an dieser Stelle zu weit gehen, auf die Einzelheiten der verschiedenen veröffentlichten Erklärungen und Gegenerklärungen einzugehen. Was wesentlich ist, ist allein das folgende:

Für diese jungen, evangelisierenden Führer, die, was nachdrücklich unterstrichen werden muss, mit einem ausserordentlichen Ernst und einer Hingabe ohnegleichen die ihnen gestellte Aufgabe in dem ihnen eigenen Milieu erfüllten, handelt es sich um einen an sich sehr natürlichen Vorgang. Im Laufe ihrer Arbeit sahen sie, dass sie nach ihrer Auffassung einen wirklichen, dauernden Erfolg nur erhalten können, wenn sie in ihre erzieherische Aufgabe die Probleme miteinschliessen würden, die für 18—23 jährige Menschen von konkreter Wichtigkeit sind, also vor allem die staatsbürgerlichen, sozialen und politischen Fragen. Diese Einsicht führte die jungen Menschen zu bestimmten Stellungnahmen, die in Gefahr gerieten, die Grenzen zu überschreiten, die die Kirche sich selbst gezogen hatte: nämlich ausserhalb aller politischen und anderen Fragen zu bleiben, die allein die verschiedenen Regierungen angehen.

So sehr die Hierarchie jedem einzelnen Gläubigen die volle Freiheit lässt, sich in all diesen Fragen nach seinem Gewissen zu entscheiden, so wenig konnte sie es dulden, dass in den ihr unterstehenden Organisationen, für die sie verantwortlich war, Stellungen bezogen wurden, die in Widerstreit mit den ihrigen waren. In einem gewissen Sinn handelt es sich hierbei um ein ähnliches Problem, wie es sich der Kirche in der ersten Form der sogenannten Arbeiterpriester stellte. Der tiefste, ja heroischste Wille, die Arbeiterschaft durch ein aufopferndes, christ-

liches Zeugnisablegen der Kirche wieder nahezubringen, konnte es nicht verhindern, dass die Evangelisationsarbeit in ihrer ersten Form irgendwie eine parteipolitische Färbung annahm oder zum mindesten parteipolitisch ausgenutzt wurde. Das geringste Zurücktreten des Priesters vor dem Arbeiter, der er auch war, musste zu Missdeutungen und in einzelnen Fällen zur Gehorsamsverweigerung führen, was die Hierarchie dann auch zwang, diese Mission in der bisher gewählten Form aufzugeben. Doppelt, da der Priester ja noch viel unmittelbarer die Kirche vertritt, als die entsprechenden Laienorganisationen der Kirche.

Wiederum ist dies ein Grund, von dem mündig gewordenen Laien zu sprechen und darauf hinzuweisen, dass ja die Kirche selbst in immer dringenderer Form die Laien zur aktiven, konkreten Arbeit in der Kirche auffordert. Beides ist an sich durchaus richtig, und wenn man sich auch nur einigermassen an die verschiedenen, fast in die Hunderte gehenden Ansprachen des Papstes an katholische Berufs- und andere Organisationen erinnert, so wird man erkennen, wie tiefernst es damit der Kirche ist. Aber das Apostolat der Kirche und dasjenige des Laien sind zwei verschiedene Dinge, nicht derart, dass sich die Kirche, wie der Erzbischof Msgr. Guerry sagte, in den rein religiösen Bereich zurückzieht, wie wenn es eine Trennung zwischen dem Natürlichen und Übernatürlichen, zwischen dieser Kirche und den zahlreichen Aspekten des irdischen Lebens geben könnte. Es gibt nur eine Unterscheidung zwischen zwei Ordnungen. Einer solchen Konzeption des Übernatürlichen, einem solch geronnenen Code, der den Gedanken einschliessen und die Aktion gleichförmig machen würde, setzte Msgr. Guerry eine der ganzen Schöpfung offene Religion gegenüber. Denn das Apostolat ist nichts anderes, sagte er, als eine wirkliche Teilnahme der Menschen an dem Werk der Erlösung in allen seinen Dimensionen.

Diese Worte wurden vor ca. 500 Führern und Aumôniers der Allgemeinen Katholischen Aktion auf ihrem kürzlich stattgefundenen Kongress gesprochen. Und hier zeigte sich mit aller Klarheit der Sinn der beiden Ordnungen. Es ist immer wieder dasselbe: die Kirche übernimmt das erzieherische Werk, der Laie das bezeugende, gemäss den Grundlehren der Kirche. So wurde gerade auf diesem Kongress betont, dass z. B. die soziale Doktrin der Kirche nicht im Bereich der freien Option liege, wie es heute noch eine zu grosse Anzahl von Katholiken denke, von denen die einen allzu sehr einem laisser faire, laisser passer huldigen und die andern mehr oder weniger vom marxistischen Gedanken infiziert sind. Demgegenüber führte Msgr. Guerry aus, dass die Grundprinzipien der sozialen Pädagogik der Kirche eng mit dem Naturrecht und der Offenbarung verbunden sind. So führe die Kirche legitimerweise ihre moralische und religiöse Kontrolle über das verschiedene Betragen des christlichen Menschen im Schosse einer zeitlichen Gesellschaft aus, deren Autonomie sie in dem Bereich respektiert, der nicht der ihrige ist, nämlich dem der Laizität des Staates.

Kardinal Feltin ergänzte nun seinerseits die Rede des Erzbischofs von Cambrai mit dem Hinweis der Wirksamkeit der Zeugenschaft im Leben des Menschen. Ob diese Zeugenschaft nun im persönlichen oder familiären Bereich sei, oder auf sozialem, politischem Gebiet, wird sie, wenn sie authentisch christlich ist, durchleuchten, oder selbst den Geist Christi durch manche Anwendungen in den Problemen unserer Zeit offenbaren. Es ist schon so, wie der Kanonikus Géraud der Gesellschaft von Saint Sulpice in Rom sagte, dass man beim Bau der spirituellen Kathedrale zugleich einer der Maurer und einer der lebenden Steine ist. Und nichts sei intelligenter, wie er sagte, als die Architektur, denn diese ist der Heilige Geist.

*

Der Gläubige

Warum nimmt jeder Mann, ob gläubig oder nicht oder andersgläubig, den Hut ab, wenn er in eine Kirche tritt? Aus einer bewussten oder sogar unbewussten Ehrfurcht. Warum reden die Tausende von Besuchern alter Kathedralen darin nur im Flüsterton? Weil eine andere, eine mächtigere Stimme beredt — schweigt! Mit schweigendem Ernst befiehlt sie Ruhe! In ihrem Haus schwätzt man nicht. Nicht nur aus Ehrfurcht vor dem Haus Gottes, sondern auch aus Ehrfurcht vor jenen Hunderttausenden, ja Millionen seiner Gläubigen, die im Lauf der Jahrhunderte ihre Gebete, ihre Bitten um Hilfe, ihre Not und Qual, ihre tiefste Verzweiflung und ihre Hoffnungen zu ihm aufsteigen liessen und in den Beichtstühlen ihm ihr innerstes Wesen offenbarten. Ich glaube, der grösste Unterschied zwischen den grossen, gewaltigen, zum Himmel strebenden Kathedralen und unseren heutigen, immer etwas leer aussehenden modernen Kirchen liegt nicht in der in die Knie zwingenden Grösse und Schönheit ihrer künstlerischen Formgebung, sondern in dieser Fülle von innigsten, gläubigsten Gebeten, die wie der Weihrauch in ihrem Innern hängen blieben und sie bis in die obersten Wölbungen erfüllten.

Die Ehrfurcht! Sie fehlt uns vielleicht noch mehr als die Liebe, die, wenn auch in einem beschränkten Masse, immerhin noch eine gewisse natürliche Grundlage hat. Die Ehrfurcht aber ist etwas rein Geistiges; sie schliesst die Anerkennung in sich, die Anerkennung vor einer Leistung, dem Wort, dem Heiligen. Der Kunstschöpfer weiss um sie. Und gerade deshalb ist er so eng mit dem religiösen Bereich verbunden. Wir sehen heute mit mikroskopischer Schärfe alle Schwächen unserer Mitmenschen, auch derjenigen in Priesterröcken, und bemerken gar nicht, dass das Böse eben nur durch dieses divide – impere kann. Die Kirche und der Kunstschöpfer – sie wissen es. Auch dann, wenn manche ihrer Träger zu konservativ sind, zu sehr am Althergebrachten hängen und aus ihrem natürlichen Wesen auch nicht entfernt die gewaltige Revolution verstehen, deren Anfang wir jetzt erleiden und deren Ende keiner von uns erraten und erfassen kann. In ihnen ist die Atomfurcht im Begriff, grösser zu werden als die Ehrfurcht. Der Gründer der Kirche – Christus –, er weiss um all dies. Und seine besten, getreuesten Nachahmer auch. Werden wir Gläubigen genügend Ehrfurcht haben, um zu begreifen, dass auch die Kirche als Institution und Organisation der Entwicklung unterworfen ist, und wie unendlich schwer es der weitsichtigen Hierarchie fallen muss, die Synthese zwischen zwei grundverschiedenen Epochen zu finden? Oder soll unsere Erkenntnis derjenigen der grossen Konvertiten nachstehen? Der Weg zur Freiheit führt eben auch uns durch den Gehorsam.

Hans Schwann

Bücher

Schedl Claus: «Geschichte des Alten Testaments». 1. Band: «Urgeschichte und Alter Orient». XXVI/374 Seiten. **2. Band: «Das Bundesvolk Gottes.»** XVI/327 Seiten. Tyrolia-Verlag, Innsbruck-Wien-München, 1956.

Schedl hat sich bereits durch mehrere Veröffentlichungen als vorzüglichen Kenner des Alten Testamentes ausgewiesen. Auch in diesem Band wird das sichtbar. Er wollte ursprünglich das Werk Aemilian Schöpfers überarbeiten und neu herausgeben, kam aber bald zur Erkenntnis, dass das nicht möglich ist, sondern dass auf Grund der neuen Forschungen und Erkenntnisse einfachhin ein neues Werk geschaffen werden musste.

In diesem ersten Band sind die ersten elf Kapitel der Genesis dargestellt, die ja in sich eine Einheit bilden und darum eine Sonderbehandlung erfordern. Der zweite Teil des Bandes gibt einen Überblick über die Geschichte des Alten Orients. Und zwar kommen zur Darstellung: Ägypten, die Völker Vorderasiens, Kanaa und seine Bewohner. Schedl steht in seiner Exegese durchaus auf dem Boden der heutigen Bibelwissenschaft. So vermittelt das Buch wertvolle Einsichten und gibt viele Anregungen.

Zwei Wünsche möchten wir anbringen. Einmal sind die Dinge, die nicht unmittelbar mit der Bibel zu tun haben, doch wohl etwas zu ausführlich dargestellt. Zum Beispiel das moderne Weltbild mit dem Aufbau der Ma-

terie, der Sterne, der Ausdehnung des Kosmos und so weiter. Etwas Ähnliches gilt für die nichtbiblischen Kosmogonien.

Ein zweites desideratum ist die Durchführung der Gedanken bis zur letzten Konsequenz. Schedl schreibt zum Beispiel, dass die Schöpfungswoche ein grandioses, religiöses Gedicht sei (S. 43), stellt aber dann anderseits wieder fest, es müsse leider gesagt werden, dass der geographische Ort des Paradieses trotz den genauen Angaben sich heute nicht mehr sicher bestimmen lasse (S. 75). Der Verfasser will gewiss nicht sagen, dass nur der erste Schöpfungsbericht eine poetische Darstellung sei und der zweite eine historische Realität. Wenn aber die literarische Form nicht geschichtliche Darstellung ist, sondern poetische bildhafte Zeichnung eines religiösen Gehaltes, dann ist der geographische Ort doch völlig nebensächlich. Etwas Ähnliches gilt bezüglich des Sündenfalles. Schedl schreibt, die buchstäbliche Deutung werde immer die schwersten Gründe für sich anführen können (S. 92), um dann anderseits wieder festzustellen, das «Wie» der Sünde sei in das Dunkel der Urzeit gehüllt (S. 95). Wenn ausserdem S. 111–114 das Dekret der Bibelkommission vom 30. Juni 1909 in extenso dargelegt wird, so kann man sich des Eindrucks nicht ganz erwehren, dass Schedl Bedenken hat, seine Überzeugung klar und konsequent zu vertreten. Man kann ihm das vielleicht nachfühlen, erhält aber dadurch von seiner Haltung einen etwas zwiespältigen Eindruck.

Der zweite Band, «Das Bundesvolk Gottes», ist ausgezeichnet. Eine gewaltige Stoffülle ist hier zusammengetragen, mit einer souveränen Kenntnis der einschlägigen Literatur meisterhaft aufgearbeitet und auf verhältnismässig kurzem Raum dargestellt. Der erste Abschnitt behandelt die Patriarchen-Zeit, der zweite den Exodus und der dritte die Landnahme Kanaans unter Josua und den Richtern. Erfreulich ist vor allem, daß sich Schedl mit den philologischen, historischen und archäologischen Erkenntnissen nicht begnügt, sondern immer wieder die religiösen Werte herausarbeitet. Gerade darum geht es ja heute ganz besonders. Die Hilfswissenschaften sind nur Unterbau und Gerüst. Das Entscheidende ist die religiöse Substanz. So ist anstelle des alten Aemilian Schöpfer wirklich ein völlig neues Werk entstanden, das gänzlich auf der Höhe der heutigen Forschung steht und durch die Betonung des Religiösen auch der Verkündigung wertvolle Dienste leistet. Man wartet mit Interesse und Freude auf die Weiterführung des Werkes. In diesem zweiten Band bezieht der Verfasser auch persönlich klarer Stellung und gibt in strittigen Fragen sein Urteil ab. Eine Kleinigkeit: Lot wird gelegentlich Neffe, dann wieder Vetter Abrahams genannt. Das Buch wird sowohl dem Wissenschaftler wie dem Seelsorger wertvolle Anregungen geben. R.G.

Eingesandte Bücher

(Besprechung für ausdrücklich verlangte Bücher vorbehalten)

Becker Karl/Karl-August Siegel: Rundfunk und Fernsehen im Blick der Kirche. Ein Werkbuch. Verlag Josef Knecht, Carolusdruckerei, Frankfurt a. M., 1957. 372 S., Leinen DM 10.80.

von Bingen Hildegard: Geheimnis der Liebe. Bilder von des Menschen leibhaftiger Not und Seligkeit. Verlag Walter AG., Olten, 1957. 194 S., brosch. Fr. 7.90.

Blondel Maurice: Logik der Tat. Johannes-Verlag, Einsiedeln, 1957. 111 S., brosch.

Brummet Jakob: Der Geist des Herrn erfüllt den Erdkreis. Vom Sinn des Pfingstfestes. Verlag J. Pfeiffer, München, 1957. 32 S., geheftet DM 0.60.

Soeben erschienen:

MICHAEL PFLIEGLER

Dokumente zur Geschichte der Kirche

2., verbesserte und wesentlich erweiterte Auflage. 640 Seiten, Leinen ca. sfr. 25.—

Die zweite Auflage dieses Werkes nach dem Krisenjahr 1938 wurde um 128 Dokumente vermehrt, durch die ganze Kapitel der Vergangenheit — vor allem der jüngsten — mit neuen Zeugnissen belegt wurden. Die hier ausgewählten Dokumente stellen ein greifbares Zeugnis für die grossen Entscheidungsstunden der Kirche, für ihre Beziehungen zu den regierenden Mächten der jeweiligen Zeit dar.

Durch jede Buchhandlung

TYROLIA-VERLAG INNSBRUCK - WIEN - MÜNCHEN

Herausgeber: Apologetisches Institut des Schweizerischen katholischen Volksvereins, Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10/11.

Druck: H. Börsigs Erben AG, Zürich 8.

Abonnement- und Inseratenannahme: Administration «Orientierung», Zürich 2, Scheideggstrasse 45, Tel. (051) 27 26 10, Postcheckkonto VIII 27842.

Abonnementspreise: Schweiz: Jährl. Fr. 12.—; halbjährl. Fr. 6.—. Einzahlungen auf Postcheckkonto VIII 27842. - Belgien-Luxemburg: Jährl. bFr. 170.-. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Société Belge de Banque S. A., Bruxelles, C. C. P. No. 218 505 — Deutschland: Vertrieb und Anzeigen, Verlagsanstalt Benziger & Co. AG., Köln, Martinstr. 20, Postcheckk. Köln 8369. Jährl. DM 12.—; halbjährl. DM 6.—. Abbestellungen nur zulässig zum Schluss eines Kalenderjahres, spätestens ein Monat vor dessen Ablauf. — Dänemark: Jährl. Kr. 22.—. Einzahlungen an P. J. Stäubli, Hostrupsgade 16, Silkeborg. — Frankreich: Jährl. fFr. 680.—. Bestellungen durch Administration Orientierung. Einzahlungen an Crédit Commercial de France, Paris, Compte Chèques Postaux 1065, mit Vermerk: Compte attente 644.270. — Italien-Vatikan: Jährl. Lire 1800.—. Einzahlungen auf c/c 1/14444 Collegio Germanico-Ungarico, Via S. Nicolò da Tolentino, 13, Roma. — Oesterreich: Auslieferung, Verwaltung und Anzeigenannahme Verlagsanstalt Tyrolia AG., Innsbruck, Maximilianstrasse 9, Postcheckkonto Nr. 128.571 (Redaktionsmitarbeiter für Oesterreich Prof. Hugo Rahner). Jährl. Sch. 46.—. USA: Jährl. $ 3.—.

GLETSCH

Seiler's Hotel Rhonegletscher

1761 m. Die traditionelle, behagliche Gaststätte am Fusse des Rhonegletschers. Jeglicher Komfort und mässige Preise. Kath. Kapelle mit täglicher hl. Messe. Garagen und Reparaturwerkstätten.

Seiler's Hotel Belvédère

2272 m. Idealer Aussichtspunkt auf den Rhonegletscher, die Walliser und Berner Alpen. Beliebter Ausgangsort für interessante Frühjahrs- und Sommertouren.

EGGISHORN

Hotel Jungfrau

2200 m Autoservice ab Fiesch, Furkabahn

RIEDERALP

Hotel Riederalp

1925 m Talstation Mörel (Luftseilbahn), Furkabahn.

Schöne Ferienorte, Aletschwald, Märyelensee.

Katholischer Gottesdienst auf Eggishorn und Riederalp.

Prospekte durch **FAMILIE CATHREIN.**

Hotels Seiler Zermatt

1620 m ü. M.

Mont Cervin — Victoria — Mont-Rose

Hotel Riffelalp

(2213 m ü. M.) Erstklassiges Familienhotel, Tennisplatz, Orchester, Gottesdienstgelegenheit.

Hotel Schwarzsee

(2589 m ü. M.) Heimeliges Berghotel am Matterhorn.

Mahlzeitenaustausch.
Vorteilhafte Pauschalpreise.

Auskünfte und Prospekte durch die Generaldirektion der Seiler-Hotels, Telephon (028) 7 71 04.

Nachdruck mit genauer Quellenangabe gestattet: «Orientierung», Zürich

AZ Zürich 1